Großes

Inſtrumental-

und

Vokal- Concert.

Eine muſikaliſche Anthologie.

Herausgegeben
von
Ernſt Ortlepp.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart, 1841.
Franz Heinrich Köhler.

B. Sandb. 549(5

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G 75/1330

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

IIte Section.

Inſtrumental- und Vokal-Concert.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Digitized by Google

Großes Inſtrumental- und Vokal-Concert.

Eine muſikaliſche Anthologie.

Herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Digitized by Google

Aus dem Leben der Sängerin Mara,

von Rochlitz.

Gertrud Eliſabeth Schmähling, nachherige Mara, wurde im Jahre 1749 zu Kaſſel geboren. Ihre frühe Kindheit war höchſt beſchränkt und kümmerlich. Die Mutteer war bald nach ihrer Geburt geſtorben. Geſchwiſter hatte ſie nicht. Der Vater, ein armer Stadtmuſikus, konnte keine Wärterin bezahlen, und mußte den größten Theil des Tags in Unterrichtsſtunden außer dem Hauſe zubringen. Er ſetzte alſo das ſchwächliche Kind auf einen kleinen Lehnſtuhl, der auch vorn eine Krampe hatte, ſo daß es darauf aushalten mußte, und überließ es ſo, in Einſamkeit, bei verſchloßnen Thüren, ſich ſelbſt und ſeiner Langeweile. Das Kind wurde zweiwüchſig (rhachitiſch): es konnte dennoch nichts für daſſelbe gethan werden.

So ward Gertrud vier Jahr alt. Der Vater verſchaffte ſich einen kleinen Nebenerwerb durch Ausbeſſern muſikaliſcher Inſtrumente. Einſtmals, von einer Unterrichtsſtunde abgerufen, hatte er eine Geige, die eben in Arbeit war, liegen gelaſſen. Dieſe ſuchte die Kleine, gepeinigt von Langeweile, zu erreichen. Es gelang: Gertrud gab Töne an; ſie hatte einen Zeitvertreib. Der Vater ertappte ſie dabei; ſie ward beſtraft: aber der

Genuſs war zu ſüſs geweſen, und die Geige ward immer wieder vorgenommen. Der Vater überraſchte ſie nach einiger Zeit wieder: da hörte er mit Erſtaunen, daſs ſie die Töne der Scala, rein intonirt und wie ſichs gehört, angab. Jetzt ertheilte er ihr einigen Unterricht, und bald brachte ſie es dahin, daſs ſie kleine Duette mit ihm ſpielte. Das Wunder ward ruchbar. Mehrere wollten ſich davon überzeugen; da trug denn der Vater das Kind, das, jener Krankheit wegen, noch nicht gehen konnte, in die Häuſer der Muſikliebhaber, und ſpielte da mit ihm ſeine Duette. Das auſserordentliche Talent war nicht zu verkennen: einige Wohlhabende erbarmten ſich ſeiner und unterſtützten das Kind; Einer, den ſein Geſchäft zur Meſſe nach Frankfurt am Main führte, nahm Vater und Tochter mit dahin. Sie lieſsen hier in kleinen Zirkeln ſich hören, erregten Erſtaunen, fanden Belohnung, und einige wohlwollende Familien brachten durch Unterzeichnung ſo viel zuſammen, daſs der Vater beſtehen und die Tochter beſſern Unterricht bekommen konnte. Sie machte die ſchnellſten Fortſchritte, auch ihre Geſundheit verbeſſerte ſich, und ſo beſchloſs der Vater, nach faſt zweijährigem Aufenthalte, die Wanderung fortzuſetzen.

Gertrud war im ſechſten Lebensjahre nach Frankfurt gekommen; im neunten gab ſie Concert in Wien. Hier rieth der engliſche Geſandte dem Vater, mit ihr nach London zu gehen; und als dieſer, dem von engliſchen Guineen etwas zu Ohren gekommen war, ſich hierzu bereitwillig zeigte, unterſtützte er ihn mit Empfehlungen. Gertrud ſtand im zehnten Jahre, als ſie in London ankamen. Sie ſpielte in den Häuſern, denen ſie empfohlen war, erregte Aufſehen, ſelbſt am Hofe wurde von ihr

geſprochen, und ſo wurde ſie der Königin vorgeſtellt. Sie ſpielte in den königlichen Kammer-Concerten; ihre, wenn auch an ſich nicht glänzende, doch für ein Kind dieſer Jahre erſtaunliche Virtuoſität zog an; aber die gewaltſame Handhabung ihres, ſelbſt für dieſe Jahre noch ſehr kleinen Körpers bei der Beherrſchung des Inſtruments, erregte theils Lachen, theils Mitleid oder Anſtoß. Künſtlerin müſſe ſie werden, ſagte man dem Vater; nicht aber Violinſpielerin bleiben. Was denn? „Singt ſie nicht?“ Sie hatte das längſt gethan, und mit wohllautender Stimme, aber ohne alle Anweiſung, ſelbſt ohne alle Geſangſtücke: ihre Violin-Solos hatte ſie geſungen, ſo weit und ſo gut ſich das wollte thun laſſen. Man gab ihr nun gute Geſänge; ſie ging ſie durch und trug ſie nun vor, nicht nur mit ausgezeichneter Stimme, ſondern auch nicht ohne Sinn für das, was ſie vortrug. Mehrere Vornehme unterſtützten den Vater, unter der Bedingung, daß er ihr gründlichen Unterricht im Geſange geben ließ. Der Vater übergab ſie einem italieniſchen Singmeiſter von Ruf: Paradiſi; und dieſer nützte ihr vornehmlich durch geregelte Ausbildung ihrer Töne, in Solfeggien u. dergl. Nach einiger Zeit zeigten ſich aber an dem alten Kaſtraten gewiſſe unlöbliche Gewohnheiten, die den Vater bewogen, Gertrud zurück zu nehmen. Und ſo blieb ſie wieder ſich ſelbſt und ihrem Fleiß überlaſſen. Endlich verlangte die Königin ſie wieder zu hören. Aber das Kind hatte gereizt, ſeine Unbeholfenheit, ſein wunderliches Weſen lachen gemacht: die Leiſtungen der angehenden Jungfrau gefielen zwar, doch ließen ſie ruhig; und ſo blieb ihr Auftreten am Hofe, wie bei andern Veranlaſſungen, ohne namhaften Erfolg für ihre Zukunft.

Digitized by Google

So viel, mehr nicht, und kaum das, wußte Gertrud ſpäter von dieſem Abſchnitt ihres Lebens, bis ohngefähr in ihr ſechszehntes Jahr, zu erzählen. Natürlich! Reiſen, geigen, und nachher ſingen: das war das Einzige, was ſie vom Leben wahrhaft intereſſirte: wie hätte ſie da auf Anderes ſo genau achten ſollen, daß es ihr im Andenken geblieben wäre? Jetzt nun, da ſie in London die Neugier nicht mehr reizte und die Guineen außenblieben, kehrte der Vater mit ihr nach Deutſchland, und zunächſt in ihre Vaterſtadt, zurück. Er hoffte, ſie am Hofe angeſtellt zu ſehen. Aber der Landgraf wollte nur Italiener hören. Das Publikum nahm ſie mit Aufmerkſamkeit und Antheil auf, aber das konnte ihre Exiſtenz nicht ſicherrn, zumal da der eben erſt beendigte ſiebenjährige Krieg die Stadt erſchöpft hatte.

Jetzt wendete ſich nun der Vater an Hiller in Leipzig. Dieſer hatte eben die feſtſtehende Anſtalt eines wöchentlichen Winter-Concerts errichtet, und ſtand ihr als Director vor. Gertruds Vater erſuchte ihn, ihr, wenn ſie dorthin käme, zu erleichtern, daß ſie bekannt würde und öffentlich zu Gehör käme. Hiller, willfährig zu jeder billigen Dienſtleiſtung, ließ Vater und Tochter kommen, und mit der Oſtermeſſe 1766 trafen ſie ein. Hiller hörte, prüfte, hörte wieder; das ausgezeichnete Talent ward von ihm freudig anerkannt, und auch die drückende Lage, die der Tochter aus der Abhängigkeit von dem ehrlichen, aber an Geiſt beſchränkten und murrſinnigen Vater entſtand, blieb ihm nicht lange verborgen. Er ſchaffte für beides Rath. Er führte die Sängerin erſt bei den Freunden ſeines Hauſes und der Tonkunſt, dann beim größern Publikum ein; ſie fand einſtimmigen Beifall. Er trug ihr nun die Stelle einer Sängerin

beim Concert mit anſehnlichen Vortheilen an, nahm ſie, als ſie dieſe mit Freuden ergriff, in ſein Haus, und traf mit dem Vater ein anſtändiges Abkommen, nach welchem Gertrud dieſem lebenslang einen Theil ihrer Einnahme zuſicherte.

Hatte Vater Hiller ſo für ihr Aeußeres geſorgt, ſo ſorgte er nun viel mehr noch für ihr Inneres. Er zuerſt verſtändigte ſie über ſich ſelbſt. Du biſt eine Sängerin von vortrefflicher Stimme und viel Geſchicklichkeit — ſtellte er ihr vor; auch meldet ſich in deinen Vorträgen, ohne daß du es weißt und beabſichtigſt, etwas von Seele und Charakter. Bleibſt du dabei ſtehen, ſo wird es dir überall einigermaßen glücken, ſo lange du jung biſt. Aber was dann? Nun ſieh': es liegt in dir, du kannſt eine große Sängerin, eine wahre Künſtlerin werden, wenn du beharrlich willſt und die rechten Wege einſchlägſt. Biſt du aber das, dann ſteht die ganze Welt dir offen, und auch überall die Kaſſe der Reichen und Vornehmen; das aber nicht bloß auf die wenigen Jugendjahre. Zwar iſt dir der Ort, wo die große Sängerin am glänzendſten wirkt, das Theater — wenn auch nicht verſchloſſen; doch wirſt du da ſchwerlich jemals deinen eigentlichen Platz finden. Du biſt nicht hübſch; von alle dem auch, was ſonſt auf der Bühne wirkt, vermagſt du nichts, und kennſt es nicht einmal; ſelbſt dein Körper und ſeine Haltung iſt nicht im Geringſten ausgebildet. Nun würden wir zwar in alle dem gern nachhelfen, aber es iſt bei einem faſt ſiebenzehnjährigen Mädchen damit zu ſpät, als daß etwas Sonderliches herauskommen könnte. Du mußt eine Concert- und Kammerſängerin werden, und, ſo weit es von dir abhängt, auch bleiben; das heißt aber eine ſolche, an die man, und

das mit Recht, die allergrößten Anſprüche macht, und die beſonders Alles, was ſie vorträgt — da die Zuhörer durch gar nichts Anderes zerſtreut ſind, ſondern jede Kleinigkeit bemerken, aufs Allervollkommenſte ausführt. Dazu gehört nun zwar erſtaunlich viel und es iſt ein weiter Weg; aber du kannſt es erreichen, und ich will dich dieſen Weg führen. Du kannſt es, denn du zeigſt auch Feſtigkeit und Beharrlichkeit; der Vater ſagt, du habeſt einen Trotzkopf. Hab' ihn: aber wend' ihn auf das, was dir frommt! — — Gertrud begriff, entſchloß ſich, verſprach und hielt.

Hillers Unterricht, den ſie von nun an genoß, war, wie der einfachſte und natürlichſte, ſo der zweckmäßigſte. Im Singen ſelbſt erſtreckte er ſich auf Folgendes. Sie mußte, ohne Ausnahme täglich, am frühen Morgen Scala ſingen, aus voller Bruſt, durch den ganzen Umfang ihrer Töne, vollkommen rein intonirt und mit allen Modificationen vom Stärkſten bis zum Schwächſten. Dadurch erweiterten und befeſtigten ſich nicht nur ihre Organe, ſondern auch ihre Töne ſelbſt erweiterten und befeſtigten ſich dadurch, ſo daß jeder, vom tiefſten bis zum höchſten, dem andern vollkommen gleich, und jeder auch ſo rein ward, daß ihr ein wankender, oder ungleicher, oder unrein intonirter Ton unmöglich ſchien. Dann lehrte er ſie deutlich und wohllautend ausſprechen; erſt bloß Vocale, hernach die Worte. In der Lehre der Harmonie brachte er ſie ſo weit, daß ſie jede Unregelmäßigkeit augenblicklich empfand, und darum ſpäter ſich den Eingebungen des Augenblicks überlaſſen konnte, ohne Verſtöße beſorgen zu müſſen. Durch einen jungen Muſiker ließ er ſie im Klavierſpiel bis dahin bringen, daß ſie ſich ſelbſt begleiten konnte. Studirte nun Hiller mit ihr

Digitized by Google

größere Geſangſtücke ein, mit denen ſie öffentlich hervortreten ſollte! ſo erklärte er ihr erſt denn Sinn des Textes und der Muſik; hielt nun darüber, daß ſie zuvörderſt Alles pünktlich ſo, wie es hingeſchrieben war, vortrug; dann aber überließ er ſie, was Ausdruck und was Auszierung anlangt, ſich ſelbſt, und gab dabei nur Rath, wenn er gefragt wurde. War jedoch das Stück öffentlich vorgetragen, ſo unterließ er nicht, bei der kleinen, ärmlichen Abendmahlzeit bemerklich zu machen und auszulegen, ſowohl was vorzüglich gelungen, als was nicht ganz nach Wunſch herausgekommen war. — Alles das hatte nun, bei Gertruds Geiſt, Talent und wahrhaft erſtaunlichem Fleiß, die ſchönſten Erfolge. Was dieſen Fleiß anlangt, ſo ſang ſie, unaufgefordert, den Tag fünf, ſechs Stunden; und was bei dieſen Uebungen ihr ſonderlich aufſtieß, war es auch nur ein einzelner Gang, das wurde nicht eher verlaſſen, bis es vollkommen gelang. Mit allem Andern aber, was Hiller und ſeine Freunde an Gertrud verſuchten, wiſſenſchaftlich oder unmittelbar praktiſch, zur Bildung im Allgemeinen, oder auch für die Welt: damit das Nothwendigſte in einigen neuern Sprachen allenfalls abgerechnet — wollte es nicht vorwärts. Plagt mich nicht, ſagte ſie; ich will eine Sängerin werden, und weiter nichts. Was brauch' ich da Andres? Und wenn ich je was brauche, ſo wird ſich's ja wohl finden.

So ward für Gertrud ihr Aufenthalt in Leipzig, in Hillers Hauſe, (von 1766 bis 1771) entſcheidend. Sie hatte Gelegenheit genug, viele der vorzüglichſten Werke, welche die Tonkunſt damals aufzuweiſen hatte, beſonders in Hinſicht auf Kirchen- und Concertmuſik, unter ihres Meiſters Leitung zu hören, zu ſtudieren, ſelbſt darin zu

glänzen: das hob, bereicherte, bildete ihren Geiſt und veredelte ihren Geſchmack; es mangelte ihr auch nicht an Veranlaſſung, fremde Virtuoſen kennen zu lernen, und von heimiſchen, auf einige Jahren mit einer liebenswürdigen und höchſt anmuthigen Nebenbuhlerin — mit Corona Schröter — oder, worauf ſie ſich wunderlich genug capricirte, mit trefflichen Inſtrumentiſten zu wetteifern, dieß reizte ihr Bemühen und mehrte ihre Geſchicklichkeit. Vorzüglich waren es Haſſe's, Graun's, Benda's, Jomelli's und Pergoleſi's Werke, die ſie hier genau kennen lernte und in denen ſie auftrat; doch auch Durante, Sacchini, Porpora, Caldara u. A. blieben ihr nicht fremd. Den Pergoleſi, wegen ſeines Hanges zur Sentimentalität, wofür ihr der Sinn noch nicht aufgegangen und wozu ſie auch weniger geeignet war, liebte ſie nicht ſonderlich, Haſſe'n aber (wie Hiller) am meiſten. Letztes wohl, weil er — Haſſe's bekannte große Vorzüge als Künſtler unerwähnt, ſeine Arien, Duette und dergl. edel und großartig, aber ſehr einfach entwarf und noch einfacher begleiten ließ, mithin fähigen Sängern hier ein weites, freies Feld zu eigener Bearbeitung geöffnet blieb. Dieß benutzte nun Gertrud, ſeit der Geiſt eigener Erfindung ſich in ihr zu entwickeln anfing, unter ihres Meiſters Leitung, aufs Trefflichſte. So hat man ſie Hauptarien Haſſe's nach und nach ſechs- bis achtmal öffentlich vortragen hören, mithin, da dieſe Arien, nach damaliger Sitte, zwei Hauptabſchnitte hatten, deren erſter ſtets wiederholt wurde, dieſe erſten Abſchnitte zwölf- bis ſechszehnmal, und nie hat ſie ſich dabei bloß wiederholt; nie auch bei ihren Ausſchmückungen vom Ausdruck und Styl des Stücks ſich entfernt — als über welches Letztere wenn es von Andern geſchahe, Vater Hiller noch in hohen

Lebensjahren aus der Haut fahren wollte. Auf dieſe Weiſe machte Gertrud, und machten früher alle große Sänger, ihre hohe Schule; und ſo traten ſie aus ihr heraus in die mit Achtung aufmerkende Welt. Verweilen wir bei dieſer Betrachtung der Vergangenheit und vergleichen damit die Gegenwart, ſo entgeht uns ſchwerlich die Bemerkung, daß der Geſang damals wahrhaftig eine Kunſt war, jetzt nur, (kaum mit einigen Ausnahmen) eine, wenn auch erſtaunliche Geſchicklichkeit iſt; daß durch ihn damals das Publikum innerlichſt befriedigt ſeyn wollte, jetzt nur möglichſt aufgereizt und ergötzt ſeyn will. —

In der vorhin angedeuteten Art trug nun Gertrud erhabene und lebhafte Stücke vor, ſanftere und innige damals noch weniger gern und weniger vorzüglich. Dieſe waren der Antheil der ſeelenvollen, anmuthigen Corona. — Um Jenes zu vermögen, bedurfte ſie, außer dem ſchon Angeführten, auch noch des ausgezeichnetſten Organs, und der größten Beugſamkeit und Geläufigkeit der Stimme. Das Erſte beſaß ſie; die zweite machte ſie ſich zu eigen. Organe, wie das ihrige, werden vom Schickſal höchſtſelten verliehen, und wir haben nur erſt in unſern Tagen wieder ein ähnliches, obſchon in weit geringerem Umfang der Töne, an Madame Catalani kennen gelernt. Ohne im Geringſten ſcharf oder ſchreiend zu ſeyn, war Gertruds Stimme ſo kraftvoll und volltönend, daß man ſie unter dem ſtärkſten Chore mit Trompeten und Pauken noch unterſcheiden konnte. Von dieſer Stärke vermochte ſie bis zu einem ſo leiſen und doch deutlichen Tone durch alle Abſtufungen herabzuſteigen, daß z. B. in Sätzen mit einem obligaten Inſtrumente, der Spieler kaum wußte, woher den Ton nehmen, der

den ihrigen nicht überſtimmte und doch deutlich gehört würde. Und mit dieſer Fähigkeit beherrſchte ſie damals die weite Region der Töne (wie der Muſiker ſich ausdrückt) vom ungeſtricheuen G bis zum dreigeſtrichenen E. — Jene Beugſamkeit und Geläufigkeit ſich zu erwerben, ſetzte ſie nun ganz vorzüglich den oben erwähnten Trotzkopf auf. Was ſie ſich an Schwierigkeiten zu erſinnen wußte, das übte ſie in Einſamkeit unabläſſig, bis Bruſt und Kehle es mit größter Sicherheit und Leichtigkeit hervorgehen ließen, als wär' es ein bequemes Spiel; und was ſie ſich nicht ſelbſt zu erſinnen vermochte, das merkte ſie ſich aus den Concerten und andern Solo's der beſten Inſtrumentiſten, die damals Leipzig beſaß, vorzüglich Tromlitzens und der beiden Berger. So haben dieſe drei achtbaren Männer durch ihr fertiges, ausgezeichnet nettes und zierliches Spiel, ohne ihr Wiſſen und Wollen, vielen Einfluß auf die Ausbildung der Sängerin zur Virtuoſin gehabt, denn was ihnen auf ihren Inſtrumenten am ſchönſten gelungen war, das ahmte Gertrud ſingend nach, bis es ihr gleichfalls zum ſchönſten gelang.

Alſo zeigte ſich Gertrud in ihren letzten Jahren in Leipzig (1770 und 1771); und es iſt Zeit, daß wir endlich wieder zu den Ereigniſſen ihres Lebens zurückkehren. Eine kleine Epiſode, die in das vorletzte Jahr fiel, mag uns hinüberhelfen.

Der Kurfürſt von Sachſen und ſein Haus hatten damals den alten Gebrauch, während der Meſſen Leipzig zu beſuchen, noch nicht ganz aufgegeben. Da Concerte zu den Feierlichkeiten gehörten, womit die Stadt ihre hohen Gäſte zu unterhalten ſuchte, ſo war auch Gertrud denſelben bekannt und von ihnen nach Verdienſt ausgezeichnet worden. Das nun eingeführte, dem Fürſtenhauſe

wie dem ganzen Lande, nur allzunothwendig gewordene Syſtem möglichſter Oekonomie hatte auch alle Kunſtinſtitute der frühern, glänzenden polniſchen Zeit, namentlich das Theater, und am meiſten die koſtbare italieniſche Oper, ſehr beſchränkt; Haſſe ſelbſt und ſeine damals weltberühmte Fauſtina hatten ſich nach Venedig zurückgezogen; es war ſehr ſtill am Hofe geworden, und die ihn früher in ſeinem Schimmer und Geräuſch gekannt hatten, fanden ihn ſelbſt einſam. Letztes vielleicht Niemand mehr, als die verwittwete Kurfürſtin, Maria Antonia, die nicht nur der Mittelpunkt der ehemaligen Feſte geweſen, ſondern auch eine eifrige Freundin jener Künſte war, durch welche dieſe verherrlicht worden. (Sie übte Malerei und Tonkunſt mit bedeutender Geſchicklichkeit ſogar ſelbſt aus.) Dieſe ſuchte nun von vorzüglichen Künſtlern wenigſtens die zu erhalten oder zu gewinnen, die ſich den jetzigen Verhältniſſen bequemen wollten. Nun fehlte es namentlich der Oper an einer ausgezeichneten erſten Sängerin; Maria Antonia dachte an Gertrud, und ließ ſie veranlaſſen, nach Dresden zu kommen, um ſich in der Hauptrolle einer Haſſeſchen Oper zu verſuchen. Gertrud war ein und zwanzig Jahr alt, hatte nie eine Bühne betreten, nie etwas in und an ſich ausgebildet, was auf dieſer gilt, ja ſelbſt die Haltung und Bewegung, wie vielmehr die Auszierung ihrer Perſon, in hohem Grade vernachläſſigt, ſo daß ſie, nach Hillers Ausdruck, weder gehen noch ſtehen konnte. Das wird gut werden, ſagte Vater Hiller. Man muß Alles verſuchen! meinte Gertrud. — Sie reiſete ab, kam an, wurde der verwittweten Fürſtin vorgeſtellt, und dieſe ſah ſogleich, woran es fehlte. Sie erbarmte ſich ihrer, ließ ihr nachhelfen, wie weit das in ſo kurzer Zeit möglich war — das heißt

freilich: gar nicht weit — und verſtattete ſogar, daß ſie Hauptſcenen und entſcheidende Situationen auf ihren Zimmern vor ihren Augen probirte. Gertrud trat nun auf und kehrte dann reichlich belohnt nach Leipzig zurück. Neugierig empfingen ſie die Freunde: „Nun, wie iſt's gegangen in Dresden?"

Ach, was weiß ich! antwortete Gertrud.

„Du haſt doch gefallen?"

„Sie ſagen's. Sie haben an mir gerenkt und gerückt! hernach haben ſie mich angeputzt, wie einen Haubenſtock; und endlich haben ſie mich hinausgeſchoben. Da bin ich denn hingetreten und habe geſungen. Ich mag mich wohl auch wie ein Haubenſtock ausgenommen haben als Königin Semiramis!"

„Nun, man hatte dir ja eingelernt, was du thun und wie du dich benehmen ſollteſt" —

„Freilich! ich wußt' auch allemal, wie es hätte ſeyn ſollen, wenn ich abgegangen war" —

Gertruds Ruf fing nun an ſich weiter zu verbreiten. Man ſagte auch dem Könige Friedrich dem Zweiten von Preußen von ihr. Dieſer Monarch begann nach dem ſiebenjährigen Kriege, ſeit er nicht mehr ſelbſt Flöte ſpielte, gegen Muſik überhaupt, und auch gegen ſeine Muſiker, gleichgültiger zu werden. Da er in dieſer Kunſt früher ſeine liebſte Aufheiterung gefunden, und die Lücke mit nichts erſetzt ward, ſo kehrten gewiſſe mißmuthige, Andern oft ſchwierige Stunden bei ihm öfter wieder, als ehedem. Man glaubte, dieſem abzuhelfen, wenn man die alte Muſikliebe in ihm wieder erwecken könnte. Man traute dem Geſange Gertruds zu, er werde hiezu förderlich ſeyn, darum ſagte man dem Könige von ihr, und ſuchte ihn zu bewegen, ſie in ſeine Dienſte zu nehmen.

König Friedrich verachtete die deutſchen Sänger, wie die deutſchen Dichter, obgleich er ſo wenig jene gehört, als dieſe geleſen hatte; ja, er verglich die erſten mit ſeinem Leibroß, wenn es wiehere. Er verwarf den Vorſchlag. Endlich aber bewog man ihn doch, Gertrud einmal zu hören. So ward ſie denn nach Berlin berufen. Sie kam an: nach einigen Tagen holte man ſie nach Potsdam ab, um in einem jener berühmten Kammer-Concerte des Königs, wo er früher ſelbſt Flöte geſpielt, zu ſingen.

Gertrud wurde in den Concertſaal geführt und an das kleine Sängerpult neben dem Flügel geſtellt. Sie ſah den König ſitzen, dem Flügel gegenüber. In ſich gebuckt heftete er das durchdringende Falkenauge auf ſie: ſie ſtand ruhig da. Sich ihm zu nähern, wagte ſie nicht; da er aber fortwährend den Blick auf ihr haften ließ, führte ſie der Concertmeiſter, Franz Benda, der ſeine Art kannte, ihm etwas näher. „Sie will mir was vorſingen?“ ſagte der König in ſeinem hohlen, trocknen Ton. „Wenn Ew. Majeſtät befehlen.“ Na, ſing' ſie! — Gertrud, ihrer Sache gewiß, ſang ohne alle Furcht. Auf den Rath einiger dabei intereſſirter Männer hatte ſie eine der größten Arien Grauns gewählt, den der König geachtet, ja geliebt hatte. Er kannte die Arie und hörte aufmerkſam zu. Als ſie geendet, ſagte er freundlicher: „Sie hat das gut gemacht. Kann ſie auch von Noten ſingen?“ Er meinte, vom Blatt: a prima vista; und Gertrud verſtand es auch ſo. Sie antwortete getroſt: Ja. Hierauf holte der König ſelbſt eine der ſchwierigſten Bravour-Arien, gleichfalls von Graun, die der Sängerin nicht bekannt ſeyn konnte. Er ſchlug die Partitur auf, indem er ſagte: „Die Arie iſt gut. Das da — er wies auf einige lange, künſtliche Rouladen — „das iſt

dummes Zeug, aber wenn's gut geſungen wird, ſo klingt's doch hübſch. Da! ſing' ſie!" — Er gab die Noten hin; die Stimmen wurden aufgelegt, das Ritornell begann. Gertrud ſang, und, wie ſie ſpäter ſagte, wenigſtens ohne Fehler. Als ſie geendigt, ſagte der König; „Ja, ſie kann ſingen." Dann erkundigte er ſich mit einigen Worten nach ihren Verhältniſſen, worauf Gertrud einfach und furchtlos Antwort gab, und nun entließ er ſie!

Gertrud wurde in den nächſten Wochen öfters nach Potsdam geholt und ſang vor dem Könige. Dann wurde ihr angetragen, in ſeine Dienſte zu treten, und, als ſie dieß mit Freuden ergriff, ihr ein Jahrgehalt von dreitauſend Thalern auf Lebenszeit beſtimmt. Sie behielt ſich eine Reiſe nach Italien vor, ihre Ausbildung zu vollenden; König Friedrich entſchied aber: Sie ſoll hier bleiben; dort wird ſie jetzt auch nichts mehr lernen.

So war nun ihre Exiſtenz geſichert; ihre Lage ehrenvoll, gar nicht beſchwerlich, und, nach damaligen Verhältniſſen, auch ſehr vortheilhaft. In ihrer Kunſt fand ſie fortwährend Freude und Genuß, auch Beſchäftigung und Nahrung, indem ſie neben den großen Sängern, Concialini und Porporino, aufzutreten und ihnen im Adagio — bis dahin nicht ihre Stärke — nachzueifern hatte; der große König ſchenkte ihr beharrlich Beifall und zeichnete ſie aus; das Publikum ging ihr mit Achtung und Huldigung entgegen, und ihr Gehalt wurde nach einiger Zeit verdoppelt. So würde ſie ein höchſterwünſchtes, würdiges und zufriedenes Leben geführt haben, hätte nicht ihre Stunde als Weib, zwar ziemlich ſpät, aber darum nur deſto entſcheidender, geſchlagen. Sie hatte bis dahin an Männern gar kein, oder doch nur ein flüchtiges Intereſſe genommen; ſie mochte ſich in

Digitized by Google

näherm Verhältniß zu ihnen nicht einmal denken, ſpottete über Verbindungen hinreißender Neigung, nahm ſcherzende Neckereien älterer Freunde mit Unmuth und als Beleidigung auf; daß ſie ein Herz beſitze, das heiß lieben könne, deſſen ward ſie ſich nur in ihrer Kunſt bewußt. Jetzt nun, in ihrer glänzenden, ſehr vortheilhaften Lage, ward ſie ein Gegenſtand der Speculation für Mehrere, die ihr Glück durch ſie machen wollten: kurz und gleichgültig wies ſie aber jeden Antrag zurück, bis ſich ihr, in gleicher Abſicht, Herr Mara, aus der Privatkapelle des Prinzen Heinrich von Preußen, näherte; nun war ſie, wie mit Eins, verzaubert und umgewandelt.

Mara war nicht älter, als Gertrud: ein ſchöner Mann und ein ausgezeichneter Violoncelliſt; was er aber ſonſt noch war, das lag im Argen. — Wild, übermüthig verſchwenderiſch, ausſchweifend, in Leidenſchaftlichkeit aus einer Unordnung in die andre verſinkend — ſo kannten ihn Alle, die ihn überhaupt kannten; und er hat ſpäter vor aller Welt dies Urtheil ſo vollgültig beſtätigt, daß wir keine Umſtände zu machen brauchen, es hier zu wiederholen. Mara, des vertrauten Umgangs mit Weibern nur allzukundig, wie Gertrud ſolchen Umgangs mit Männern gar nicht, bemerkte bald den Eindruck, den er auf ſie gemacht hatte; beſtürmte ſie nun, wechſelnd mit leidenſchaftlichen Aufreizungen und herriſcher Uebergewalt, und riß ſo ihre, ſonſt ſtarke, feſte Seele gänzlich an ſich. Das Verhältniß blieb nicht unbemerkt, die Abſicht war nicht zu verkennen; man warnte Gertrud; ſie achtete es nicht; man ſagte ihr von Mara's bisherigem Leben; ſie glaubte es nicht; man brachte ihr unwiderſprechliche Beweiſe: „Er wird beſſer werden!“ Selbſt König Friedrich, der den Mara kannte und ihr wirklich

wohlwollte, ließ ſie warnen: es war vergebens; ja, das Entgegentreten Aller ſchien nur ihren Widerſpruchsgeiſt mehr aufzuregen und ſie im Widerſtreben zu befeſtigen. So kam ſie denn (1773, in ihrem vierundzwanzigſten Lebensjahre) beim Könige mit der Bitte ein, ſich mit Mara vermählen zu dürfen. König Friedrich nahm das Geſuch mit lautem Unwillen auf. „Sag' ihr," befahl er Benda'n, „ſie mag mit dem Kerl machen, was ſie will, nur nicht ihn heirathen." Aber Herrn Mara war's eben um's Heirathen zu thun: jene Bitte ward wiederholt. Der König, der ſonſt überall ſchnell entſchied, verzögerte dieſe Entſcheidung, aus leicht begreiflichen Urſachen ſeines gnädigen Wohlwollens; das Geſuch ward zum drittenmal eingereicht und nun zugeſtanden; Gertrud ward Mara's Frau.

Nun ging Alles ſchlecht, wie Jedermann vorhergeſehen; nur ſie nicht. Mara hatte nun Geld die Fülle; er überließ ſich ſeinen frühern Gewohnheiten. Er ſtand nun feſt durch die unbegränzte Hingebung und Liebe ſeiner Gattin zu ihm; ſo trotzte er und beleidigte Alle, die neben ihm ſtanden, und zog die Frau mit in ſeine Händel. Beſchwerden über Beſchwerden wurden eingereicht; man ſuchte zu ſchlichten, man verwies zur Ruhe; aber Ein beigelegter Zwiſt erzeugte nur mehrere neue.

Gertrud fühlte endlich ſelbſt, ſo könne es nicht beſtehen. Aber was thun? Den Mann umzuändern oder auch nur zu zügeln, das vermochte ſie nicht; von ihm zu laſſen, gleichfalls nicht; und da ſie, gegen Aller Warnung, das Unheil ſich ſelbſt bereitet, wollte ihr Stolz auch, daß ſie überall öffentlich des Gatten Partei nahm und durch jedes Mittel, das einer hinreißenden Sängerin zu Gebote ſteht, für ihn kämpfte. Selbſt Mara ſchien

zu bemerken, ſo könne es nicht beſtehen, aber es kam ihm dabei, ſcheint es, keineswegs ernſtlich bei, daß er nur ſich zu ändern brauche, ſo beſtünde Alles; vielmehr, daß ſeiner Frau in der weiten Welt die Kaſſen überall offen ſtehen würden. In Letzterm beſtärkte ihn noch ein geheimer Antrag von London aus, wo ihr drei Concerte mit 16000 Thalern garantirt und 2000 Thaler Reiſegeld angewieſen wurden. So überredete, ſo nöthigte er denn die Frau, um ihre Entlaſſung einzukommen. Sie that es, wie ſie Alles that, worauf er beſtand. Der König ſchlug das Geſuch in harten Ausdrücken ab, und jener lockende Antrag mußte abgelehnt werden. Verdruß und Sorge, immer erneute, brennende Leidenſchaft für den nicht einmal getreuen Mann, und endlich eine unglückliche Niederkunft mit einem todten Kinde, warfen Gertrud aufs Krankenlager. Sie erholte ſich nur langſam; der Arzt rieth ihr, die böhmiſchen Bäder zu gebrauchen. Sie ſuchte an um Erlaubniß: der König entſchied: „Freyenwalde iſt auch gut!" Er wußte wohl: war ſie über die Grenze, ſo kam ſie nicht wieder. Sie berief ſich auf ihren Vorbehalt, als ſie in des Königs Dienſte getreten, nach Italien zu gehen: er entſchied: „Die Mara mag gehen; Er aber bleibt." Es war leicht vorauszuſehen, daß ſie ohne ihn nicht ging. Wiederhergeſtellt, ſang ſie, und nur um ſo rührender; das geſammte Publikum nahm Theil an ihrer unſeligen Lage; der König auch, und bewies ſich gnädig, aber bei ſeiner Entſcheidung blieb es. Erbittert, voll nagenden Grolls, verſuchte ſie es nun auf andere Weiſe.

Der Großfürſt, nachherige Kaiſer, Paul von Rußland, kam an den Hof; eine große Oper gehörte unter

die glänzenden Feſte, die ihm der König gab; Gertrud hatte die erſte Rolle und ſollte vor Allen hervorſtechen; am Morgen des Tages, wo die Vorſtellung angeſetzt war, meldete ſie ſich krank. Der König ließ ſie warnen, ſie blieb krank; die Vorſtellung hätte unterbleiben müſſen, und eine andre Unterhaltung für den Abend anzuſtellen, war nicht mehr Zeit. Zwei Stunden vor Anfang der Oper erſchien ein Wagen vor Gertruds Wohnung, umgeben von acht Dragonern. Ein ſchnurbärtiger Hauptmann trat in ihr Zimmer: „Madame, ich muß Sie lebendig oder todt in's Opernhaus liefern." — „Sie ſehen: ich liege im Bett." — „Wenn's nicht anders iſt, ſo nehm' ich Sie mit ſammt dem Bette!" — Da half kein Bitten, kein Widerſtreben. Gertrud mußte aufſtehen und ſich ankleiden. Nun bot ihr der Hauptmann höflichſt den Arm, führte ſie zum Wagen, ſetzte ſich zu ihr, und lieferte ſie in der Operngarderobe ab. Unter heißen Thränen ließ ſie ſich ſchmücken. Ihre erſte Scene kam: ſie trat heraus, ſang matt und ſchwach, Alles nur, wie's eben in der Partie vorgeſchrieben war. Eben ſo die folgenden. Aber der fremde Fürſt, meinte ſie, müſſe auch erfahren, was ſie vermöchte; und ſo bot ſie, eben in ihrer letzten Arie vor dem Finale der Oper, ja eben in den letzten Takten derſelben, bei der Haupt-Fermate, alle ihre Kunſt und Kraft auf zu einer weitausgeführten Cadenza, dergleichen Niemand noch gehört haben wollte. Gertrud ſchloß dieſe Cadenza mit einem ſo lang ausdauernden, vom leiſen bis zum ſtärkſten, vom langſamen bis zum ſchnellſten Wechſel der beiden Töne geſteigerten, in gleichem Verhältniß wieder abnehmenden und endlich erſterbenden Triller, daß der Zuhörer, neben dem Entzücken, zugleich die Angſt fühlte, er möchte ihr die Bruſt

zerſprengen. Der Großfürſt ſelbſt ſtand auf und applaudirte, zur Loge herausgebeugt; das gedrängt angefüllte Haus folgte mit donnerndem Jubel.

Aber ſo, bittern Groll im Herzen, Unfrieden und Leidenſchaftlichkeit im Hauſe, gezwungen, Andere erfreuen zu müſſen — und mit dem Könige, der vor nicht langer Zeit zweimalhunderttauſend Oeſtreicher Herr geworden und nun von der ganzen Welt geſcheuet zu werden gewohnt war — mit dieſem in offener Oppoſition: ſo konnte es vollends gar nicht beſtehen. Da man die Verhältniſſe zu ändern ſchlechterdings nicht vermochte, hätte man freilich ihnen gemäß ſich ändern müſſen; das wollte man aber nicht; ſo ſuchte man ſich ihnen zu entziehen. Mit Gewalt war das nicht möglich; ſo hoffte man, es mit Liſt zu erreichen. Man beſchloß eine heimliche Flucht; in einem Staate, wo die Verhinderung der Deſertion, wenigſtens von Seiten des Militärs, ſyſtematiſch organiſirt und aufs pünktlichſte eingeübt war, ein abenteuerlicher Plan. Gleichwohl führte ihn das Paar aus. Es ward aber auch, wie leicht abzuſehn, gar bald eingefangen und zurückgebracht.

König Friedrich, um das unglückliche Weib nicht härter ſtrafen zu müſſen, ließ nicht unterſuchen, in wie weit ſie ſelbſt am Entwurf Theil gehabt, und betrachtete ſie wie eine Entführte; den Mann als Entführer aber behandelte er auf gut ſoldatiſch; der Herr Kapellvirtuos ward avancirt zum Trommelſchläger eines Füſelier-Regiments in einer Feſtung. Es läßt ſich wohl annehmen, daß der König auch durch dies Mittel Gertruden wohl- und aufhelfen wollte; ſie ſollte ſich des Mannes entwöhnen, ſollte, frei von ſeiner perſönlichen Einwirkung, zu ſich ſelber

Digitized by Google

kommen: durch ſeine Erniedrigung vor ihr und dem Publikum ſollte ſich ihr Selbſtgefühl heben, ſo daß ſie die Hand böte, von ihm abzukommen.

Dieſe Abſichten des Königs, wenn er ſie hatte, blieben an Gertrud unerfüllt; ſie hatte ſich nun einmal um dieſen Mann geſchlungen mit allen Ranken und Faſern ihrer Empfindung. Sie war in Verzweiflung; ſie kam ein mit den rührendſten Bitten, dem demüthigſten Flehen um die Befreiung ihres Gatten; ſie verſprach mit ihm fürder ganz ruhig, bloß dem Dienſte des Königs zu leben; ſie bekam keine Antwort, und Mara blieb Trommelſchläger. Endlich verſprach ſie um jenen Preis auf die Verdoppelung ihres Gehalts Verzicht zu leiſten und mithin um das ihr gleich Anfangs freiwillig Ausgeſetzte zu dienen. Dieß — nahm der König an, und ſo kehrte Mara zurück. Dieſe Aufopferung aber für den, der doch nun einmal ihr Mann war, gewann ihr den lebhafteſten Antheil des Publikums, nun auch als Weib. Man gab ihr dieſen Antheil auf jede Weiſe zu erkennen; man überreichte ihr ſogar einen Kupferſtich, worauf aus der damals beliebten franzöſiſchen Operette, der Galeerenſklave, die Scene dargeſtellt war, wo die Liebende dem Geliebten die Ketten abnimmt, mit der Unterſchrift:

Ame tendre et généreuse,
Tu brisas mes fers. . . .

Auf Mara hatte dieſe Erfahrung wenigſtens den Eindruck gemacht, daß er ſeinen Uebermuth zurückhielt und öffentliche Händel vermied.

So vergingen einige Jahre: wie traurig für Gertrud! Wie es auch in ihrem Hauſe nun ſtehen mochte, welch ein Qual für ſie, mit ihren Talenten dem Könige die Zeit vertreiben zu müſſen, gegen den ſich ihre Ver-

ehrung und Liebe nun in Furcht und Zittern verwandelt hatte! vor der Menge aufzutreten — „ſchön in Kleidern,“ wie dort Mignon ſingt — um ſie zu erfreuen, indeß ihr das Herz von Unmuth und Schmerzen brach! Ihr ganzes Weſen ſchien verändert. Sie ward kränklich, oft unwohl; ſie floh die Menſchen, und nichts machte ihr Freude, auch ihre Kunſt nicht; die leichte Sorgloſigkeit, womit ſie vorher, einzig um ihre Leiſtungen als Künſtlerin bekümmert, ihre Tage hingebracht hatte, war verſchwunden; in ihrem Innern ſchoß eine gewiſſe Schärfe und Bitterkeit an, die Andere zurückſtieß und allmählich ſie ganz entfernte. Gertrud fand nun Alles unausſtehlich, und ſich ſelbſt dazu; da iſt es denn nicht zu verwundern, daß ſie endlich dem Mara beiſtimmte, als er zum zweitenmal auf eine Flucht ſann.

Diesmal fing man's klüger an. Gertrud mit einer Begleiterin ſollte allein reiſen; Mara wollte in ganz anderer Richtung über die Gränze ſchlüpfen; in Sachſen erſt wollten ſie zuſammentreffen. So geſchah' es, und es gelang. Zwar wurden ſie in Dresden vom preußiſchen Geſandten angehalten, bis er über ſie an den König berichtet und deſſen Befehle empfangen hatte; aber dieſer, der jenes Widerſtrebens ſatt ſeyn mochte, und überhaupt ſich nun von der Freundin ſeines langen Lebens, der Tonkunſt, faſt gänzlich zurückzog, befahl Gertruden den Abſchied nachzuſenden. Er ſoll dabei, hinſichtlich ihres Verhältniſſes zu Mara, geäußert haben: Ein Weib, das ſich einem Manne ganz hingegeben hat, (des Königs Ausdruck war härter) iſt nun einmal wie ein Jagdhund, je öfter mit Füßen getreten, deſto anhänglicher — —

Gertrud, nun im Gefühl der Freiheit, ward bald wieder heiter, getroſt und geſund. So reiſete ſie mit

ihrem Manne durch die meiſten größern Städte Deutſchlands. Ueberall ſtrömte ihr der lauteſte Beifall und ein reicher Gewinn zu. Sie hielt ſich an den erſten, Mara an den zweiten. Sie hatte geringe Bedürfniſſe und brauchte für ſich ſelbſt gar wenig; ſo überließ ſie Alles ihrem Manne, und war zufrieden, wenn nur Er es war. Aber er war es ſelten; je mehr er einnahm, je mehr gab er aus, und in der Kaſſe war gemeiniglich nichts. Dann wurde er mürriſch und hart gegen die Frau, in der Folge bis zu Mißhandlungen; und ſie ertrug Alles. Die Fülle des Geldes ſtürzte ihn in alte üble Gewohnheiten; ſie ertrug auch dieß.

Im Jahr 1780 kamen ſie nach Wien, wo ſie einige Zeit verweilten. Kaiſer Joſeph beſchäftigte ſich damals in freien Stunden mit ſeiner Lieblingspuppe, dem Theater der italieniſchen komiſchen Oper; und dieſe Puppe (Signora Storace ihr Haupt) war eben damals höchſtreizend. Für dieſe Oper eignete ſich aber Gertrud in keiner Hinſicht; und ſo fand ſie bei Joſeph wenig Unterſtützung. Maria Thereſia aber, wiewohl in hohen Jahren, und zurückgezogen von der Welt und faſt allem Weltlichen, nahm gnädigern Antheil an ihr; und gab ihr ſogar, da ſie nun nach Frankreich wollte, einen Empfehlungsbrief dahin an ihre königliche Tochter.

1782 kam Gertrud nach Paris. Mit jenem Briefe ward ſie ſogleich der Königin vorgeſtellt; und Maria Antoinette, huldvoll und immer anhänglich an deutſche Muſik, nahm ſie mit freundlichſter Herablaſſung auf, ungeachtet ihr, außer ihrer Kunſt, Alles mangelte, wodurch Frauen an ſolch einem hochgebildeten Hofe gelten. Nachdem ſie in Verſailles vor der Königin geſungen, den größten Beifall und reiche Belohnung empfan-

gen hatte, kündigte ſie ein öffentliches Concert in Paris an. Der ihr vorausgeeilte große Ruf, die gnadenvolle Auszeichnung der damals noch vergötterten Königin, und die Anweſenheit der Todi, verſetzte Alles in Spannung. Die Todi galt allgemein, wenigſtens in Frankreich, für die erſte Sängerin des Zeitalters; und daß ſie ihre, in gewiſſen Fächern wahrhaft bezaubernde Kunſt durch Schönheit, Anmuth und die feinſte geſellſchaftliche Ausbildung unterſtützen konnte, was Alles der deutſchen Sängerin abging, machte ſie für dieſe, zumal in Paris, zu einer nur deſto gefährlichern Nebenbuhlerin. Selbſt Gertrud, nachdem ſie die Todi geſehen und gehört, war, und vielleicht zum erſten Male, voller Beſorgniß. Indeß: der Tag kam, ſie faßte ſich zuſammen, bot alle Kräfte auf, ſang, und Alles war entzückt. Gertrud wurde die Mähr der Stadt und ihrer Journale; Paris theilte ſich in zwei Parteien, die Todiſten und Maratiſten. Nun, fragte die Königin zu Verſailles zwei Herren des Hofes, die, wie ſie wußte, dem Concerte beigewohnt hatten; welche von beiden iſt die größte Sängerin? Ohne Zweifel, die Mara, antwortete der Erſte. C'est bientòt dit, (c'est bien Todi) ſagte der Zweite, witzig genug. Könnten Parteien unterſcheiden, ſo würden ſie leicht gefunden haben, daß beide Künſtlerinnen — gleich tauſend Dingen, in den Künſten, wie im Leben — gar nicht unter, ſondern neben einander zu ſtellen ſeyen; und daß da beide vollkommen, ja ohne ſich gegenſeitig Eintrag zu thun, beſtänden. Im großartig-einfachen und im glänzenden Bravour-Geſange, übertraf Gertrud die Todi eben ſo weit, als ſie von dieſer im innigen, zarten, liebreizenden, übertroffen wurde.

Gertrud blieb dies und das folgende Jahr in Paris.

Da aber die Franzoſen von jeher nicht ſonderliche Freunde von Concerten, und am wenigſten von ernſtem Geſange in denſelben geweſen — wie ſie das auch heute noch nicht ſind, und da auf dem Theater, wie ſchon Hiller geſagt, Gertruds eigentlicher Platz nie ward, ſo beſchloß ſie, weiter zu wandern, und zwar nach England. Hier war Jenes, wie Alles, ganz anders; hier ſtand namentlich das große Oratorium und ähnliche Concertmuſik — zum Theil durch die entſchiedene Vorgunſt des Königs und ſeines Hauſes dafür, ſeit Händels Zeit im höchſten Anſehn und wurde aufs reichſte unterſtützt; Gertrud aber, nun ruhiger über ſich und ihre Fähigkeiten urtheilend, fand, eben für dieſe Gattung ſey ſie geeignet, wie keine außer ihr. —

Ehe wir ſie aber nach London begleiten, dürfte es gerathen ſeyn, den Blick noch einmal auf ihre häuslichen und Herzens-Verhältniſſe zu richten, und dann dies leidige Capitel ſo kurz als möglich für ihr ganzes Leben abzuthun, obſchon wir damit dem Gange deſſelben allerdings vorgreifen.

Mara hatte es in Paris, und dann in London, mit ſeinen übeln Gewohnheiten, und auch im Hauſe mit der Frau, ſo arg gemacht, daß ſich endlich wohl ihre Neigung von ihm abwenden mußte. Sie trennte ſich von ihm, und da ſie ihm eine nicht unbeträchtliche Unterſtützung auf Lebenszeit zuſicherte, ohne Streit. Er zog aus, und, mit ſeinem Violoncell, wie mit ſeinen Unarten in Deutſchland umher; wo er denn auch, ziemlich ſpät, unter traurigen Umſtänden, ſich zu Grunde gerichtet hat. So hatte Gertrud endlich einſehen gelernt, daß dieſer Mann nichts werth und der großen Opfer, die ſie ihm gebracht, ganz unwürdig war; ſie war gewitzigt,

doch aber nur für dieſen Fall. Ein Anderer, meinte ſie, wird beſſer ſeyn u. ſ. w. Selbſt noch als ich ſie perſönlich ſah, im Jahr 1802, mithin in ihrem 53ſten Lebensjahre, hatte ſie einen wohlanſehnlichen Freund und Begleiter von etwa vier und zwanzig Jahren, der ſich Signore Florio nannte, und von deſſen Verdienſten andern Leuten durchaus nichts bemerkbar ward, außer, daß er kaum mittelmäßig Flöte ſpielte. Wir laſſen dies Verhältniß mit allen den wunderlichen Geſchichten, die bald darauf die Berliner zu erzählen wußten; wir laſſen auch früheres hiermit Verwandte auf ſich ſelbſt beruhen, und ziehen nur zwei kurze Bemerkungen daraus ab, die zur Vollendung des Bildes der merkwürdigen Frau nothwendig ſcheinen.

Gertrud, wenn ſie einmal von einem Manne gewonnen war, gab ihm unbedingt und unbeſorgt ihr Alles hin, mithin auch ihre Kaſſe. So kam es denn, daß unerachtet der Summen über Summen, die hineinfloſſen — wenn ſie ja einmal nachſah, nichts darin war; daß ihr auch noch von den Hunderttauſenden, die ihr allein England dargebracht, ganz und gar nichts übrig war, als ſie den deutſchen Boden wieder betrat; daß ſie ſelbſt da, z. B. in Berlin, wo ihr zwei Concerte an reinem Gewinn zwiſchen drei- und viertauſend Thalern eingebracht, bei der Abreiſe noch weniger, als nichts, beſaß; daß ſie im hohen Alter, zumal da ihr ein Unglück begegnete, das wir zu ſeiner Zeit erwähnen werden, ungefähr nichts beſaß. — Der tägliche vertraute Umgang mit Männern dieſer Art, und was ſich an ſolche ſchließt; ſo wie die Entfernung beſſerer Perſonen von beiden Geſchlechtern, die mit ſolchen Männern kein Verhältniß haben können, noch mögen — war Schuld, daß Gertrud in

alle dem, was die gute Geſellſchaft lehrt, wozu ſie nöthigt, was man aus ihr, ſelbſt ohne es zu wiſſen, annimmt, gänzlich und in einem Grade zurückblieb, daß es die, welche hierüber nicht im voraus unterrichtet waren, höchſtbefremdlich finden mußten. Außer ihrer Kunſt konnte ſchlechterdings nichts an ihr intereſſiren, als eine gewiſſe Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit; wenn Einem nämlich nicht eben die Vereinigung dieſer großen Beſchränktheit mit dem hohen Geiſte und tiefen Sinn für ihre Kunſt in einer und derſelben Perſon intereſſant war.

Damit ſey dies ganze Kapitel aus Gertruds Leben abgeſchloſſen; und wir faſſen nun den Faden ſeines Verlaufs wieder auf, da, wo wir ihn vorhin fallen gelaſſen.

1784 ging ſie nach London. Ihr Ruf war ihr längſt vorausgeeilt; ſie wurde aufs ehrenvollſte empfangen. Sie beſaß den, in Europa nirgends mehr als in England, nöthigen Vortheil, die Landesſprache ziemlich fertig zu ſprechen; was ſie ſchon als Kind erlernt hatte und nun fleißig übte. Der Prinz von Wallis, jetziger König, ward ihr Beſchützer; und Jedermann weiß, was ſolch ein Schutz eben in England bewirkt. Da der König keine Privat-Muſik von einiger Bedeutung hielt, ſondern nur die öffentliche, beſonders die ihm lebenslang ſo werthen Oratorien, unterſtützte, ſo trat Gertrud zuerſt im Pantheon auf, und gewann, außer dem glänzendſten Beifall, in zwei Wochen fünfzehntauſend Thaler. Nun wollte kein Concert mehr Glück machen, worin Gertrud nicht ſang; auch in den großen Geſellſchaften der Vornehmen mußte ihr Geſang ſchimmern; und da der Engländer gewöhnlich nichts umſonſt verlangt, wie nichts umſonſt leiſtet, hatte ſie den Rath ihrer Freunde befolgt, und für jedes Muſikſtück, das ſie ſang, dreihundert Thaler

feſtgeſetzt; die man denn auch gern zahlte, und oftmals mehr. Weit größern Ruhm aber, und auch nähern Antheil des Volks, erlangte ſie durch ihren Beitritt zu den, durch Salomon und Cramer (beides Deutſche) geſtifteten und geraume Zeit jährlich veranſtalteten, koloſſalen Concerten zur Gedächtnißfeier Händels, im ungeheuern Lokale der Weſtminſter-Abtei. Hier wurden nur geiſtliche Oratorien des genannten, in dieſer Gattung nie und nirgends übertroffenen Meiſters, unter offenkundiger Begünſtigung des Monarchen und ſeines ganzen Hauſes, durch eine Vereinigung gleich Anfangs von mehr als zweihundert Sängern und vierthalbhundert Inſtrumentiſten — die aber in der Folge bis an tauſend heranwuchs — mit einer Wirkung aufgeführt, wovon einen vollſtändigen Begriff nur der haben kann, der ſie, dieſe Wirkung, an ſich ſelbſt erfahren hat. Wie Händel, obſchon ein Deutſcher, doch als National-Componiſt betrachtet ward, ſo wurde dies ganze Unternehmen als ein nationales, und, da ſein Ertrag ganz den Wittwen und Waiſen verſtorbener Muſiker beſtimmt war, zugleich als ein verpflichtendes Werk der Wohlthätigkeit angeſehen; lauter, nicht nur würdige, ſondern auch echt-altengliſche Anſichten; und ſie erzeugten, wie die glänzendſte Theilnahme, ſo eine allgemeine Achtung gegen die Mitglieder, die ſich dabei beſonders hervorthaten. Unter dieſen Mitgliedern war nun Gertrud allerdings — ja, an der Spitze der Sänger, und die Hauptpartieen, die Händel gewöhnlich dem erſten Sopran gab, vortragend, war ſie, neben den Unternehmern, das hervorſtrahlendſte Mitglied von allen. Denn hier erſt, hier, wie nirgends, weder vor- noch nachher, fand ſie den Platz, ihr Vorzüglichſtes und Eigenthümlichſtes in aller Kraft, Fülle

und Wirkſamkeit darzulegen, in dem ungeheuern Raume, ihr erſtaunungswürdiges Organ; in der Einfachheit und dem Großartigen der Compoſition, ihre einfache, großartige Singweiſe; in dem Ausdrucksvollen, Höchſtwahren der Erfindungen des Meiſters, ihr Auffaſſen, ihr Durchdringen ſeines Geiſtes, ſeiner Intentionen und ſeines Styls; hier konnte ſie auch an den Tauſenden der Zuhörer ihre Fähigkeit erproben, die ſtets bedeutenden Worte nicht nur in jeder Sylbe Jedem verſtändlich vorzutragen, ſondern auch ihm jedes derſelben, und jeden Accent, belebt und eindringend an's Herz zu legen. Noch heute erinnern ſich Männer vom vollgültigſten Urtheil mit Erſtaunen und freudiger Begeiſterung — z. B. mit welcher Kraft und mit welcher, das feſteſte, unbedingteſte Vertrauen ausdrückenden Größe, ſie, in jener berühmten Arie des Händel'ſchen Meſſias, das oft wiederkehrende: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt" — ſang, und ſingend ſprach, und ſprechend accentuirte, alle Zuhörer zu gleichem Gefühle ſtimmend, und ihre Gemüther mit ſich emporſchwingend. — Das, eben das, hat, außer der Mara, nie eine Sängerin vermocht, nie eine geleiſtet, und hier war der Culminationspunkt ihrer Kunſt, ſo wie hier deren glänzendſter Triumph war.

Durch dieſe Productionen — wie geſagt — entzündete ſie den Enthuſiasmus auch der Menge für ſich; und da ſich dieſe Feſte jährlich wiederholten, und ſie jederzeit mit gleicher Uebergewalt an die Spitze der Sänger trat, ſo friſchte ſie dieſen Enthuſiasmus auch immer wieder auf. Es kam dahin, daß kein öffentliches muſikaliſches Unternehmen mehr begünſtigt ward, wenn Gertrud nicht dazutrat; ſo mußten die Unternehmer dieſen Beitritt ſuchen; und ſie, oder vielmehr ihr Kaſſen-

führer, ſchlug ihn zu den höchſten Preiſen an. Selbſt das italieniſche Theater mußte ſich, wie in jenes Verlangen des Publikums, ſo in dies der Sängerin fügen.

Indeſſen bekam ſie doch auch, neben wirklich ungeheuern Belohnungen und andern Auszeichnungen, gewiſſe alte, wohlbekannte Anglicismen ganz anderer Art zu koſten, und mußte ſich im Guten oder Böſen drein finden. Jedermann kennt in England die zum Verwundern conſequent durchgeführte, ganz verſchiedene Anſicht, Beurtheilung und geſammte Behandlung der Dinge im Abſtracten, oder im Concreten. Der Hof, oder die Perſonen, die ihn ausmachen, ſelbſt die höchſten — welch ein Unterſchied in jener Hinſicht! die Regierung, die Verwaltung, oder die Perſonen, aus denen ſie beſtehen — welch ein Unterſchied! So nun auch, und noch viel mehr, bei weniger hochgeſtellten Gegenſtänden; hier — es kurz zu ſagen — in der Meinung der Menge, Alles — Waare; für alle Waare — Geld; für gute Waare — viel Geld; der Inhaber, gleichſam der Lieferant — gar nichts. So nun auch die Sängerin, als perſonificirte Singſtimme, verdient ſie's, hochgehalten und reich bezahlt; übrigens, und als Perſon, nichts. — Wir führen nur Ein Beiſpiel an. Gertruds Ruhm hatte ſich aus der Hauptſtadt in die übrigen großen Städte Englands verbreitet; auch dieſe wollten ſie nun für reiche Belohnung hören. Auch Oxford. Sie kam dahin. In dem ihr bereiteten, möglichſt glänzenden Concerte, trat ſie mit einem ihrer größten, aber auch anſtrengendſten Geſangſtücke auf: ein langes Recitativ; die Arie — erſt Adagio, in langgehaltenen Noten, dann großes Allegro, im ſchwierigſten Bravour-Geſange. Die Zuhörer waren entzückt, Gertrud hatte geendet: Da Capo, rief man.

Das ging nun über menſchliche Kräfte; thut nichts! Gertrud tritt vor, ſich zu entſchuldigen; wird nicht gehört! Sie verbeugt ſich, gibt durch Geſten die Bitte zu erkennen, ihr nur ein Wort zu verſtatten, wird nicht geduldet! Du bekommſt Geld — viel Geld, nun mußt du thun, was wir wollen. Sie thut es nicht; man ziſcht, man pocht, man ſchreit; da kehrt ſie ſich um und geht: Wie? ſie zeigt dem Publikum den Rücken, was ſelbſt, und in keinem Falle, der Schauſpieler auf der Bühne darf, ſondern ſich beim Abgange rückwärts hinausſchieben muß, wie er eben kann? Der Lärm wird ungeheuer; ſie wartet es ab. Nun muß ſie aber mit der zweiten Arie auftreten. So wie ſie erſcheint, beginnt der Tumult von neuem, und will nicht enden. Jetzt wird ſie nur mit großer Anſtrengung ihrer Empfindlichkeit Herr; indeß läßt ſie doch das Orcheſter das Ritornell der Arie vortragen. So wie ſie ſelbſt beginnt, iſt Alles ſtill; ſo wie ſie geendet, bricht's von neuem los. Jetzt, von verhaltener Alteration und von Erſchöpfung, kann ſie ſich nicht mehr auf den Füßen halten; ſich wieder umzukehren und zu gehen, darf ſie nicht wagen; ein Stuhl ſteht eben da; ſie ſetzt ſich. Das war aber eine neue Beleidigung — was dient, muß ſtehen. So wird ſie denn ganz ſolenniter ausgepocht. Nicht genug; ſondern Tags darauf bekommt ſie vom Kanzler der Univerſität, Herrn Doctor Chapman, die förmliche Weiſung, die Univerſität Oxford nie wieder mit ihrem Geſange zu behelligen; und die Zeitung enthält folgenden Artikel: „Die Ungezogenheit der Mad. Mara hat ſchon hin und wieder Klagen erregt, da aber die Oxforder ihre Lehrer geworden ſind, ſo iſt ſie jetzt auf dem Punkte, an ihre Erziehung die letzte Hand zu legen.“ Gertrud ließ zur

Digitized by Google

Antwort einrücken; (denn die Zeitung — ja, dieſe muß frei ſeyn!) „Ein Anfall von Pleureſie, der mich bereits in Berlin betroffen, verbietet mir, wie anhaltendes Singen, ſo langes Stehen. Und da mir noch nirgend eine poſitive Verordnung über das Stehen oder Sitzen zu Geſicht gekommen, ſo glaub' ich eine eben ſo rückſichtloſe, als ungerechte Behandlung, wie ich ſie hier erfahren, nicht verdient zu haben. Dem Herrn Doctor Chapman bleibt mein Mitleid. — —

So verfloſſen Gertruden vier Jahre in England; jetzt wünſchte ſie, endlich auch Italien zu ſehen. Auf erlangten Ruf reiſete ſie 1788 zum Carneval nach Turin, und ſang hier mit dem größten Erfolg vor dem Hofe, und, in der Oper, vor dem Publikum. Im folgenden Jahre trat ſie in Venedig auf, und hier bereitete man ihr einen ſo feſtlichen Triumph, wie kaum jemals einer Königin. Gleichwohl fühlte ſie, die italieniſche Oper (und andere, als Opern-Muſik, liebte ſchon damals der Italiener nicht mehr) ſey doch nicht eigentlich ihr Feld; Neckereien der feinen und neidiſchen italieniſchen Rivalinnen kammen dazu; und, was vielleicht, wenn nicht für ſie, doch für den Gefährten, das Entſcheidendſte war — wie reich auch die Belohnungen ausfielen, ſo gab es hier doch nur Scudi, ſtatt der engliſchen Guineen; da kehrte ſie denn 1790 wieder nach London zurück, von wo ſie nur, eingegangenen Verträgen gemäß, zum folgenden Carneval nochmals nach Venedig ging.

Sie reiſete diesmal durch Frankreich zurück. Wunderbar traf ſich's, daß, als ſie durch eine der Hauptſtraßen von Paris fuhr, (im Herbſt des Unglücksjahres 1792) ſie in einen Volksauflauf gerieth. Geängſtet ließ ſie den Begleiter durch das Wagenfenſter fragen, was

es gäbe? Mit frechem Jubel, als verkündigte er ein Volksfeſt, rief ein Kerl die Antwort: „Wir bringen die Königin in den Tempel!“ (das Criminalgefängniß) — die Königin — ſie, die Gertrud zuletzt im herzenbeſiegenden Glanze der Schönheit, Huld und Anmuth, umſchimmert von aller Herrlichkeit, die die Welt gibt, geſehen hatte! Von Schrecken und Schmerz überwältigt, ſtieß ſie einen lauten, damals faſt gefährlichen Schrei aus, und ein Grauen überfiel ſie, von dem ſie ſich lange nicht erholen konnte.

Ihr nunmehriger Aufenthalt in London war eine Fortſetzung des vorherigen. Der Antheil des Publikums, die Anerkennung, die Belohnung ihrer Vorzüge als Sängerin blieben ſich, kaum die letzten Jahre abgerechnet, gleich, und das wäre, bei einem Aufenthalte von zehn Jahren an einem und demſelben Orte — denn ſo lange blieb ſie nun ohne alle Entfernung daſelbſt — ein neuer Beweis für die Größe dieſer Vorzüge, wenn es deſſen erſt noch bedürfte. Ohngefähr mit ihrem fünfzigſten Lebensjahre, mithin ſo ſpät, als höchſtſelten bei einer Sängerin, begann die Natur ihre Uebergewalt über die Fähigkeiten, welche ſie verliehen, geltend zu machen; Gertruds Stimme ward beträchtlich ſchwächer, aber da ſie es in gleichem Verhältniß aller Töne ihrer viel umfaſſenden Scala wurde, und an Klang, mit der Vollkraft und dem Silberlaut nicht auch das Wohlgefällige verlor; da alle übrigen Vorzüge der Sängerin ihr blieben und von ihrer Erfahrenheit nur anders und auf Anderes angewendet zu werden brauchten, ſo blieb ſie auch jetzt noch eine bewundernswürdige, und, war das Locale nicht größer, als der jetzige Grad ihrer Kraft verlangte, eine hinreißende Künſtlerin. Nun waren aber die Locale,

wo ſie bisher in London geglänzt, nicht ſolche beſchränktere; die Uebermacht, die ſie eben dort in ihrem Geſange über die Gemüther ausgeübt, war großentheils auf die imponirende Kraft und Fülle der Stimme gegründet; zurückſteigen wollte ſie wohl, da ſie es mußte, aber ſie wollte das nicht an dem Orte, der ſie auf ihrer höchſten Höhe zu ſehen gewohnt war. Und ſo beſchloß ſie 1802 London zu verlaſſen und ſich über Frankreich in das deutſche Vaterland zurück zu begeben. Noch beim Abſchiede gaben ihr die Londoner Muſikfreunde einen Beweis ihrer beharrlichen Achtung und Theilnahme; ihr letztes Concert war ſo beſucht, daß es ihr gegen ſiebentauſend Thaler eintrug.

In Paris ging man, in Hinſicht auf ihren Ruf, vom Gewöhnlichen ab und überließ ihr das große Operntheater zu einem Concerte. Das Haus war gedrängt voll; aber hier war man die ſchreienden Stimmen einer Maillard und anderer Sänger dieſer Bühne gewohnt; da ſchrieb denn der damals berüchtigte und gefürchtete Géoffroy in ſeinem Journale: „Madame Mara hat vortrefflich geſungen; kein Zweifel: nur hat kein Menſch 'was gehört.“

Auf ihrer Reiſe durch Deutſchland fand ſie überall das ehrenvollſte Entgegenkommen, und eine, für dies Land, ganz ungewöhnlich reiche Belohnung. Frankfurt. Gotha, Weimar, waren Stationen, wo ſie verweilte und ſich hören ließ. Von da kam ſie (im Februar 1803) zu uns nach Leipzig, und hier lernte auch ich ſie kennen. Da wird es mir erlaubt ſeyn, hab' ich auch nichts eben Wichtiges zu berichten, etwas umſtändlicher zu Werke zu gehen.

Gertrud kam den Abend an: ſchon am Morgen füllten ſich ihre Zimmer, zunächſt mit jenen der ausgezeichnetſten Männer der Stadt, die ſie vor faſt vierzig Jahren gekannt, geachtet, lieb gehabt, und durch ihre Kunſt frohe Jugendſtunden verlebt hatten. Ich ging zu Hiller'n; er nahm mich mit. Ich, der eifrig geleſen, was zu Gertruds Ruhme geſchrieben war, ſonſt aber wenig von ihr wußte; der ich übrigens um zwanzig Jahre jünger und unerfahrner war, als jetzt — ich begleitete Hiller'n mit hochklopfendem Herzen und in der gewiſſen Zuverſicht, hier Alles weit anders und herrlicher zu finden, als in der gewöhnlichen Welt. Was würde ich da zu hören bekommen! was für hohe Kunſtgeſpräche würden da geführt werden! und welche zarte Wiedererkennungs-Scenen würde ich da erblicken! — Hiller ließ ſeinen Namen nicht melden, ſondern trat gleich ein; ich hinter ihm, erwartungsvoll an der Thüre verweilend. Wir fanden die verehrten Männer: Platner, Müller, Felix Weiße und noch einige. Hiller winkte dieſen, und ſtellte ſich vor Gertrud hin mit ſeinem ſchon vom Alter geſenktem Haupte, ſie in einer Miſchung von Ernſt und Scherz fixirend. „Kennen ſie mich?" fragte er endlich. — „Nein!" — „Was?" rief Hiller. „Du willſt mich nicht mehr kennen, Trudel?" — Dieſe volksmäßige Verſtümmelung ihres Vornamens war ihr nämlich in Mädchenjahren höchſtfatal geweſen, und man hatte ſie damals mit ihr gepeinigt, wenn ſie das bewußte Köpfchen aufſetzen wollte. Jene Zeit ſtand nun bei dieſem Worte mit Eins wieder vor ihr. „Hiller! Vater Hiller!" rief ſie freudig. „Das will ich mir ausbitten!" brummte der Alte. Nun ſahen Beide einander wieder eine Weile an. „Hilf Gott," begann endlich Hiller wieder; „was ſind

wir alt geworden!" — „Und garſtig dazu!" verſetzte Gertrud. „Gewiß!" rief Hiller. — Und in dieſem Tone ging's fort. Von Empfindſamem paſſirte gar nichts; geſungen wurde auch nichts; und von den erwarteten hohen Kunſtgeſprächen kein Wort, weder jetzt, noch in der Folge. Frau Gertrud mochte das Alles nicht; ſo daß ich auch ihren erſten Ton nicht früher als in der Probe zum öffentlichen Concert zu hören bekam. Das hätte noch Alles hingehen mögen; aber, was ſie ſprach, das brachte ſie — (wie hätte ſie, nach ſo langer Abweſenheit von dem, erſt zeither in dieſer Hinſicht verfeinerten Deutſchland, anders gekonnt?) — ſie brachte es in den gemeinſten Redensarten und im breiteſten Dialekte vor, dieß vornehmlich übergoß mich mit eiskaltem Waſſer, und, eingeweichten Fittigs, konnte ich lange nicht wieder empor. — Wie ich ſie übrigens fand? Als Frau —: ich kann es nicht beſtimmter andeuten, als — da nämlich, wo ſie ſich nicht zuſammennahm, um einigermaßen zu repräſentiren —: der Geſtalt, der Haltung, der Geſichtsbildung, der Richtung und Art der Rede, der Auffaſſung und Behandlung der Menſchen und Dinge, ſo wie dem geſammten Benehmen nach, wie eine treuherzige, rührige, doch gemächliche, getroſt auf ſich ſelbſt beruhende, um Andere und um Anderes vollkommen unbekümmerte Pachtersfrau aus Thüringen, oder ſonſt einer wohlhabenden, doch keineswegs feinen Provinz. Nun aber: als Sängerin —! Sie ſchien den einfach-grandioſen, unverzierten Geſang, der Alles will durch Ton, Nachdruck und Ausdruck; den Geſang, mit welchem ſie beſonders Händels Werke vorgetragen hatte, aufgegeben zu haben; es iſt ihr zuzutrauen — nicht,

Digitized by Google

um der Mode zu huldigen, die ſchon damals anfing, dem höchſtgeläufigen, reichverzierten, im Detail und in's Feinſte vollkommen ausgebildeten Vortrage allen Preis zuzugeſtehen, ſondern, weil ſie ſich bewußt war, daß, jenen befriedigend auszuführen, ihre Stimme an Kraft und Klang nicht mehr ausreichte. Sie war denn auch wirklich ziemlich ſchwach, dieſe Stimme; doch für unſern Saal, der höchſtens achthundert Menſchen faßt, noch ſtark genug; und da ſie der feinſten und zarteſten Abſtufungen bis in das Leiſeſte fähig war, und ſelbſt bei dieſem überall deutlich und vernehmbar blieb; da ſie in vollkommen gleichem Verhältniß, dem Klange und der Stärke nach, den noch immer weiten Umfang der Töne, vom ungeſtrichenen B bis zum dreigeſtrichenen D, angab; ſo ward ihre Schwäche nur von denen mit Bedauern bemerkt, die ſie ehedem in ihrer Stärke und Vollkraft gekannt hatten. Auch das Bedeckte derſelben (wie der Muſiker ſich ausdrückt), das an die Stelle des ehemaligen hellen Silberklanges getreten war, ſchadete ihr bei Andern nicht, und gab ſogar den ſanftern Gängen einen eigenen, mildern Reiz. Mit dieſer Stimme nun, und in jener, vorhin angedeuteten, höchſtgeläufigen und für alle Feinheiten des Ausdrucks ſowohl, als des Schmuckes, auf das Vollendetſte ausgebildeten Weiſe ſang ſie, wie wir nichts Aehnliches, bis auf Madame Catalani — von dieſer aber zugleich mit großer Kraft, obſchon in weit geringerem Umfang der Töne — gehört haben. Klüglich hatte Frau Gertrud, um Alles, was ihr jetzt noch zu Gebote ſtand, nach eigener Phantaſie, eigenem Geſchmack und reicher Erfahrung, aufs Beſte darzulegen, Compoſitionen gewählt von ziemlich unbeſtimmtem Charakter und ganz einfacher Begleitung. Sie

trug nämlich vor: eine lange, figurenreiche Arie von Andreozzi, und eine kleinere, die ihr Begleiter, Herr Florio, in der etymologiſchen Bedeutung des Worts, componirt hatte — wo er denn auch mit dem matten Tone ſeiner Flöte obligat auftrat, und Gertrud, mit eben ſo großer Geſchicklichkeit, als Gefälligkeit, ihre Stimme wunderbar mit dieſem Tone verſchmolz. Zuletzt gab ſie noch die Haupt-Scene und Arie der Zenobia, aus Anfoſſi's Oper gleiches Namens. Bei dieſer bekamen wir auch ihren höchſtedlen und vollendeten Vortrag des Recitativs zu vernehmen; in der Arie aber wollten, gegen das Ende, die körperlichen Kräfte nicht mehr ausreichen. —

Von uns ging ſie nach Berlin. Auch hier fand ſie, neben der allgemeinen Theilnahme, noch mehrere Freunde von ehedem. Vornehmlich beſchäftigte ſich, zu ihrem großen Vortheile, der alte Friedrich Nicolai, von jeher ein eifriger Muſikfreund, gar vielfach um und für ſie. Er verjüngte ſich ganz in langwierigen Reden von der guten alten Zeit, wo die Mara und die allgemeine deutſche Bibliothek gleich viele Freunde und Verehrer gefunden hatten. Gertruds Concerte wurden überzählig beſucht und reichlich vergolten. Eines aber hätten die Freunde ihr nicht zumuthen, oder ſie hätte ihnen darin nicht nachgeben ſollen; aber Nicolai, wie er nun war — hatte er ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt, ſo ließ er nicht ab; durch unaufhörliches Wiederkommen, immer auf denſelben Fleck, drang er endlich durch, wie Regentropfen durch gleiches Verfahren endlich ſelbſt durch den Stein. Sie ſollte nämlich, bei einer feierlichen Aufführung des Todes Jeſu von Ramler und Graun die erſte Sopran-Partie übernehmen, und da vor allem „den

göttlichen Propheten“ ſingen, wie vor mehr als dreißig Jahren. Sie gab endlich nach und ſang. Aber das fiel nicht ſonderlich aus, und konnte ja nicht ſonderlich ausfallen. Abgerechnet, daß die Arien dieſes Werks, Erzeugniſſe des Zeitgeſchmacks um 1750, (die Chöre, und ſelbſt im Weſentlichen die Recitative, ſtehen über jedem Zeitgeſchmack) bei ſo ganz veränderter Richtung in neurer Zeit, ſelbſt die nicht mehr befriedigen können, die ehedem ein volles Genüge darin fanden, und ſich nun einbilden, das werde auch jetzt noch ſo ſeyn, wenn ſie nur recht vorgetragen würden — dieß abgerechnet, ſo beſaß ja die Mara jetzt gerade das am wenigſten, wodurch ſie in ihrer Jugend eben auch in dieſen Geſängen hingeriſſen hatte, und von dem, was ſie jetzt noch beſaß, konnte und durfte ſie eben hier nicht Gebrauch machen, wollte ſie das Fromme und Ehrwürdige nicht profaniren; überdieß ſprach ſie das Deutſche jetzt ſo aus, wie man vor mehr als dreißig Jahren es ſprach, und wie es jetzt ſehr gemein worden war. Da kamen denn die Zuhörer, die bei ſolchen Gegenſtänden niemals fragen: woher und warum? ſondern ſich dem Eindruck im Ganzen hingeben, in Verwirrung; die Freunde in Verlegenheit, die Zeitungsſchreiber in Sorge, Redensarten zu finden, welche die augenblickliche Stimmung mit der ſtehend gewordenen Meinung möglichſt ausgleichen könnten. — In Wien, wo das Publikum Gertruds Ehemaliges nicht kannte, und ſchon damals, wie noch heute, den Vorzügen, welche man in das Wort Virtuoſität zuſammen zu faſſen pflegt, einen überaus hohen Preis, ſelbſt bis auf Unkoſten des Höhern, Geiſtigern, zuzugeſtehen gewohnt iſt — hier fand ſie glänzenden Beifall, und, wie überall, reiche Belohnung.

Jetzt (1804) kam ſie nach St. Petersburg, und im

folgenden Jahre nach Moskau. In beiden Hauptſtädten ward ihr dieſelbe Gunſt, daſſelbe Glück, wie bisher überall. Hierzu kam noch das beſondere Wohlwollen einiger der größten Häuſer, in denen Muſik zum geiſtigen Leben, nicht nur als erwünſcht und förderlich, ſondern als unentbehrlich erachtet wird; und ſelbſt manches Eigenthümliche der dortigen Lebensweiſe gefiel Gertruden ungemein. Da beſchloß ſie denn, den Reſt ihrer Tage in dem alten, ungeheuern Czaarenſitze zuzubringen. Beſonnen, klar und feſt, wie ſie in dem, was ihre Kunſt betraf, immer geweſen, beſtimmte ſie ſich, nun nicht mehr öffentlich aufzutreten, ſondern bloß, eingeladen, in hohen Privathäuſern zu ſingen — nichts Großartiges, Hochgeſtelltes, ſondern wohin ihre jetzigen Kräfte reichten, und wo ſie, durch eine, dieſen wohl angepaßte Vortragsart und vollendete Ausbildung, noch immer ſich als eine vortreffliche Künſtlerin zeigen konnte. Dabei gab ſie jungen Damen Unterricht im Geſange.

Jetzt, den ſechziger Lebensjahren ſich nähernd, und befreit von gewiſſen Schwächen der Leidenſchaftlichkeit und rückſichtloſer Dahingebung, fing ſie endlich auch an, über ihre übrigen Angelegenheiten beſonnener und feſter zu werden. Kein Florio ſchaltete mehr mit ihrem noch immer großen Einkommen; ſie ſorgte für Sicherung des ſo lange gewohnten gemächlichen Wohlſtandes, auch wenn ein ſpätes Alter und Unfähigkeit ihrer warteten. In etwa ſechs bis ſieben Jahren hatte ſie ſo viel gewonnen, daß ſie ſich ein Haus in Moskau, bald darauf auch einen angenehmen Landſitz bei der Stadt kaufte, und noch ein artiges Capital einem angeſehenen Handlungshauſe anvertraute. Sie lebte ſehr zufrieden, und glaubte ſo ihr Daſeyn für immer geſichert zu haben.

Aber das Glück bewies an ihr, wie faſt an Jedem, dem es, ungeſchätzt, ſich lange Zeit an die Ferſen geklammert hat, ſeine Tücke; die Tücke, ihn unerwartet, und eben dann zu verlaſſen, wenn er ſeiner am nöthigſten zu bedürfen, ſeine Geſchenke am beſten zu würdigen, deren Mangel am ſchmerzlichſten zu empfinden anfängt. Napoleon mit ſeinen Heeren nahete ſich Moskau. Wer es irgend vermochte, mußte entfliehn, und alle Anſtalten, die Flucht ſo vieler Tauſende einigermaßen zu erleichtern, waren, um zu überraſchen und Gegenanſtalten unmöglich zu machen, ſo kurz vor Ausbruch des allgemeinen Unglücks getroffen, daß die Meiſten der Fliehenden in betäubender Verwirrung faſt gar nichts, als das Leben retteten. Unter dieſen war auch Gertrud. — Napoleon und ſeine Heere zogen ab; ſie kam zurück; ihr Haus war niedergebrannt, ihr Landgut verwüſtet, der Kaufmann kündigte ſeine Inſolvenz an, die Großen und Reichen kehrten nicht zurück zu den wüſten Trümmern der Stadt, Niemand brauchte eine Sängerin oder Geſanglehrerin; es blieb ihr nichts, als fort zu wandern, und kein Menſch fragte darnach, daß es mit blutendem Herzen geſchahe.

So war ſie denn, wie nach zurückgelegtem Kreislaufe, faſt wieder auf dem Punkte, wo ſie vor einem halben Jahrhunderte geſtanden hatte, unberathen, unbeholfen, arm und heimathlos. Doch, wie damals das Kind, ſo fand jetzt die bejahrte Frau theilnehmende Freunde, und Hülfe wenigſtens für das Nothwendige. Sie ging in die deutſch-ruſſiſchen Provinzen; vorzüglich in dem gaſtfreien, muſikliebenden Liefland fand ſie gute Aufnahme. Sie lebte, theils zu Reval, theils auf dem Lande, als Hausgenoſſin in mehrern angeſehenen Familien, die ihr eine Theilnahme an dem verſtatteten, was

das Glück ihnen zugewandt, und was mit Wohlwollen und Freundſchaftlichkeit dargeboten wurde. Sie unterrichtete dafür die Töchter im Geſang, und unterhielt die geſelligen Kreiſe durch eigenen Vortrag von ihren jetzigen Kräften angemeſſenen Muſikſtücken. So verlebte ſie vier Jahre, ihrem eigenen Geſtändniß nach, ſehr angenehm, und meiſtens zufriedener, als früher, überhäuft von Ruhm und Gold. Aber das Alter ſehnt ſich nach Unabhängigkeit, und bedarf einer geſicherten Ruhe. Sie verſuchte, ſich dieſe zu bereiten an den beiden Orten, wo ſie früher allgemein gekannt und geraume Zeit heimiſch geweſen war — ſie reiſete (1819) nach Berlin und London; ſie erreichte aber ihre Abſicht nicht. Zurückgekehrt nach Deutſchland, verſuchte ſie daſſelbe in ihrer Vaterſtadt, Kaſſel. Sie fand hier die ausgezeichnetſte Aufnahme, ſowohl von Seiten der Kurfürſtin, als des geſammten Publikums; aber jene Abſicht zu erreichen, glückte ihr auch hier nicht.

Sie wandte ſich jetzt wieder nach Reval, wo ſie am 20. Januar 1833 in Armuth ſtarb. Kurz nach ihrem Tode hatte ſie noch an ihrem Geburtstage ein Huldigungsgedicht von Göthe erhalten. An grandioſer Virtuoſität ſtand ihr nur die Catalani gleich, an Ausdruck nur die Malibran; beide übertraf ſie noch an Umfang der Stimme. Vorzüglich groß war ſie im Vortrag Händelſcher Arien.

Anekdoten.

Eine der allerhöchſten Perſonen zu London ſandte Salomon zu Haydn mit dem Verlangen, ihr Klavierſtunde zu geben. Haydn ſah den Freund groß an: „Ich? Ich bin ja gar kein Klavierſpieler. Und Stunden geben?“ — Ich beſchwöre Sie, verſetzte Salomon, der örtlichen Dinge vollkommen kundig — lehnen Sie es nicht ab; ſonſt wird's ruchtbar, und dann iſt's mit unſerm ganzen Unternehmen, ja mit Ihrer geſammten hieſigen Exiſtenz am Ende. Verlangen Sie zur Entſchädigung, was Sie irgend wollen; ſtecken Sie das Geld in die Taſche; fahren Sie zur geſetzten Stunde hin, und ſeyn Sie ganz gewiß, es wird ohnehin nichts draus und ſoll nur ſo heißen. — Haydn folgte. Das erſtemal befahl man, ihn einzuführen, ſprach eine Viertelſtunde mit ihm aufs Gnädigſte, und entließ ihn. Die ſämmtlichen übrigen Stunden ließ man ihn im Vorzimmer zubringen, wo ſich Haydn gar nicht übel befand, indem jeder der Anweſenden ſich beeiferte, ihn zu unterhalten. Bei ſeiner Abreiſe erhielt er, außer der ausbedungenen reichen Entſchädigung, noch ein ſchönes Geſchenk für die, als Klaviermeiſter treu geleiſteten Dienſte.

Zu Turin beſtand ehedem eine allerhöchſte Vorſchrift für die beſtimmte Dauer der Spektakel im Hoftheater. Als Cimaroſa daſelbſt eine Oper componirte, die um eine Viertelſtunde länger als die feſtgeſetzte Zeit währte, fragte man den König nach der Hauptprobe, ob man ſie etwa abkürzen ſolle. Allein der König, welchem der Maeſtro ohnehin beſonders anempfohlen war, machte dießmal aus Achtung für denſelben eine Ausnahme des Geſetzes. Einige Tage nachher nahm Cimaroſa beim Könige Abſchied. — Wann gedenken Sie denn abzureiſen? — Dieſe Nacht, Ew. Maj. — Warten Sie doch künftigen Morgen ab, denn bei der Nacht könnten Sie von den Räubern angefallen werden. — Da hat es guten Rath, antwortete Cimaroſa, welcher gehofft hatte, vom Könige ein Geſchenk zu erhalten; wenn man mir die von Ew. Majeſtät allergnädigſt geſchenkte Viertelſtunde nicht raubt, was kann man mir ſonſt nehmen? —

Als Quanz 1777 ſtarb, hatte er gerade von ſeinem dreihundertſten Flötenconcerte das erſte Allegro und das Adagio fertig. Der König Friedrich II. ließ ſich die Schreibtafeln bringen, worauf ſie Quanz entworfen hatte, machte ganz in Quanzens Geiſte das letzte Allegro dazu, und füllte die verſchiedenen Lücken im Adagio. Dieſes Adagio, alſo das letzte Werk dieſes Componiſten, hatte eine ſimple und ſehr rührende Melodie. Der König ſagte, nachdem er dies Concert mit ſeiner Cammermuſik geſpielt hatte, zum verſtorbenen Concertmeiſter Franz Benda: Man ſieht, Quanz iſt mit ſehr guten Gedanken aus der Welt gegangen.

Ueber die große Orgel in Freiburg in der Schweiz.

Von Theodor Mundt.

Der wunderbaren Orgel, die Aloys Moſer, ein Freiburger, in der gothiſchen Nikolauskirche gebaut hat, konnte ich vielleicht nicht den rechten Geſchmack abgewinnen, den ich, wenn ich ein Katholik oder in Gefühlsſtimmungen dieſer Art eingelernt wäre, wohl daran hätte finden ſollen. Denn dieſe Orgel iſt in der ſonderbaren Zuſammenſetzung ihrer Töne darauf berechnet, Gefühle zu erwecken, die auf einer ächt katholiſchen Weltanſchauung, und namentlich auf der Lehre vom Fegefeuer beruhen. Wie man aber nach dem katholiſchen Glauben die Qual der Höllenſtrafen mildern kann durch Seelenmeſſen, durch gute Werke und durch allerlei Buße und Zerknirſchung, welche ſich die Hinterbliebenen für die Verſterbenen auferlegen, ſo ſpielen auch in dieſer Orgel zwei ſolche Elemente gegeneinander, die auf der einen Seite das Menſchliche und im Schmerz Aufgelöſ'te und auf der andern alles Erhabene und Schreckliche der überirdiſchen und weltgerichtsvollſtreckenden Mächte auszudrücken ſuchen. Die Struktur der Orgel iſt nämlich vorzugsweiſe auf Hervorbringung von zwei verſchiedenen Tonmalereien angelegt, wovon die eine den Donner, die andere den

Klang der *Menſchenſtimme* mit der meiſterhafteſten Kunſtfertigkeit nachahmt. Aus dieſem Doppelcharakter des Inſtruments, der zunächſt aus ſeinem mechaniſchen Bau hervorgeht, webt ſich dies ſeltſame Orgelſpiel zuſammen, das am liebſten in Weltgerichtsphantaſieen ſich ergeht. Es hallen ſeine Donner mit einer Naturgewalt, als wollten Himmel und Erde in dieſem Schreckenslaut zuſammenſtürzen, und dann weinen tauſend reuige Menſchenſtimmen dazwiſchen, den ganzen Erdenſchmerz als das Lebensgewinſel dieſer Welt hineinmiſchend. Nach dieſen Richtungen hin iſt das Inſtrument der eigenthümlichſten Variationen fähig. Es grollt und tobt, ſeufzt und ſchreit, läutet mit Sturmglocken und vergießt heimliche bange Thränen, dann beſchwört es geſchäftig den Aufruhr aller Elemente herauf, die Winde beginnen zu blaſen, es wird Nacht, und vom Himmel ſtürzt der Regen in plätſchernden Güſſen, oder hagelt es, man kann es nicht recht unterſcheiden! Nun werden in der Ferne Stimmen laut, Kinder ſcheinen zu wimmern, dann wird Alles plötzlich ſtill und durch die grauenhafte Einſamkeit erklingt leiſe das Gebet des verirrten Wanderers. Und von neuem erbrauſen die Sphären, und Gott der Herr ſelber iſt es, der ſeine Stimme erhebt, aber es iſt die Stimme des krachenden Donnerwetters, in dem die ganze Schöpfung ſich entzweizuſpalten ſcheint. Die Bäume in den Wäldern berſten, man hört ſie krachen, die Aecker werden überfluthet, das liebe Vieh erſäuft, alle möglichen Thiere heulen durch einander, und der Zorn Gottes ſchlägt pathetiſch ein in eine arme Bauernhütte. Nun ſpielt die Klage der Menſchenſtimme ein ganzes Concert durch und erzittert in allen Tonarten. Sie ſchreit ihr grambeladenes Herz aus in die Lüfte und trägt den

ganzen Erdenjammer vor Gottes Thron, von dem herab es donnert und immer donnert. Nun fährt wie ein Blitz die Poſaune des jüngſten Gerichts als Dominante einher, und die Menſchenſtimme verantwortet ſich in einer bußfertigen und herzerhebenden Fuge, die Andachtsklänge einer Meſſe miſchen ſich hinein, lichtſäuſelnde Tonflocken zirpen wie Feldlerchen in verſtohlener ſeliger Ahnung, dann donnert es wieder, das Weltgericht brauſt immer näher und näher über unſern Häuptern, und die Menſchenſtimme erſtirbt endlich leiſe in Jubel und Klage.

Wo will der gute alte Aloys Mooſer mit uns hin? Soll unſer erbangendes Herz vergehen unter den Weltgerichtsſtürmen dieſer Orgel, oder ſoll es ſich ſpöttiſch auflehnen gegen die Pedanterie, die ohne Zweifel ebenſo groß daran iſt als die Erhabenheit? Sollen wir beichten und Buße thun hier in Freiburg, und mit allen unſern Sünden, unſern Erinnerungen und Hoffnungen uns niederwerfen vor den Tönen des jüngſten Gerichts? Ich für mein Theil kann nicht weinen und nicht ſchreien, auch habe ich ſchon jetzt die feſte Zuverſicht, daß mir Gott an jenem Tage des großen Gerichts, wenn ich ihn erleben ſollte, alle meine Sünden vergeben wird, die ich als deutſcher Schriftſteller begangen habe, denn den größten Theil derſelben bin ich entſchloſſen auf gewiſſe Cenſoren zu wälzen, mich ſtützend auf die Meinung, daß die größere Sünde im Nichtſagen als im Sagen beſteht! Noch weniger aber fand ich mich aufgelegt, über die Orgel des ehrlichen Aloys Mooſer zu ſpotten, wie es in einem Anflug ihres genialen Uebermuths Madame Dudevant gethan, als ſie in Geſellſchaft ihres Reiſegefährten Franz Liſzt in der berüchtigt gewordenen Männertracht und mit den langherabwallenden Haaren die Pfarrkirche von Frei-

burg beſuchte und ſich auf der Orgel etwas vorſpielen ließ. Der Mechanismus dieſes Inſtruments erfordert nämlich für den Orgelſpieler ſelbſt den größten Aufwand von Leibeskräften, um aus den Pfeifen alle jene Töne hervorzurufen, die der Baumeiſter wie verzauberte Geiſter hineingelöthet hat und deren verſchiedenartigen Charakter ich anzugeben verſuchte. Faſt kein Glied des Körpers möchte beim Spielen unbeſchäftigt bleiben dürfen, Arme, Ellenbogen, Fauſtſchläge, Fußſtöße, Kniee und Alles muß angewandt werden, um dem künſtlich verwickelten Organismus ſein Donnern und ſein Weinen, ſeine Tändeleien und Malereien alle abzugewinnen. Daher ſagte Madame Dudevant: „Monsieur, cela est magnifique; je vous supplie de me faire encore entendre ce coup de tonnerre; mais je crois qu'en vous *asseyant* brusquement sur le clavier vous produiriez un effet plus complet encore.“ Und in der That, wenn man die unſäglichen Anſtrengungen des Organiſten mitanſieht, kann man ſich kaum dieſes Gedankens enthalten, warum nicht auch noch ein gewiſſer Körpertheil mit zur Hülfe genommen wird, um die Wirkung aller dieſer Donner dadurch zu verſtärken?

Auf mich übte das Orgelſpiel in St. Nicolaus im Gegentheil eine einſchläfernde und betäubende Wirkung aus, und wie ſehr ich mir auch geſtehen mußte, daß hier etwas Bewundernswürdiges und Außerordentliches geleiſtet ſey, ſo hielt mich doch dieſe mönchiſche Zerknirſchung, dieſer ganze katholiſch-theatraliſche Gefühlsprunk, der hier ſchon in den Mechanismus der Orgel hineingebaut iſt, davon ab, recht von Herzen mich in dieſe Töne zu verſenken, und meine Gedanken ſpielten zerſtreut mit den Sonnenſtrahlen, die von draußen her aus der lieben

heitern Gotteswelt durch die Kirchfenſter hereinfielen, während die Orgel von Aloys Mooſer den Regen in Strömen plätſchern ließ. Dies berühmte Inſtrument erſchien mir am Ende nur wie eine große Taſchenſpielerei der Muſik, oder wie ein muſikaliſches Kunſtſtückchen der Frömmigkeit, ja ich wollte ſogar etwas Jeſuitiſches darin finden, ſo ſehr ſcheinen alle meine Sinnen und Gedanken hier in Freiburg vom Jeſuitismus erfüllt zu ſeyn.

Anekdote.

Johann Sebaſtian Bachs Vater, Johann Ambroſius, damals Hof= und Stadtmuſikus in Eiſenach, hatte einen Zwillingsbruder, Joh. Chriſtoph, der Hof= und Stadtmuſikus zu Arnſtadt war. Dieſe Zwillinge ſind vielleicht die einzigen ihrer Art und die merkwürdigſten, die man kennt. Sie waren einander ſo ähnlich, daß ſelbſt ihre beiderſeitigen Frauen ſie nicht anders, als durch die Kleidung von einander unterſcheiden konnten; ſie liebten ſich auf's zärtlichſte; Sprache, Geſinnung, der Styl ihrer Muſik, ihre Art des Vortrags, ihre ſonſtigen Lieblingsneigungen u. ſ. w., Alles war einander gleich. Wenn Einer krank war, war es der Andere auch. Auch ſtarben ſie bald nach einander. Sie waren ein Gegenſtand der Bewunderung für Jeden, der ſie ſah.

Wirkung der Muſik auf Kranke.

Thaletas (Thales) von Creta, ſoll durch die Muſik die Peſt vertrieben haben.

Iſmenias ſoll viele vom Hüftweh geplagte Böotier, durch ſein Flötenſpiel geſund gemacht haben.

Asclepiades hat einem Tauben durch die Trompete geholfen. *)

Martianus Capella von Carthago, hat Wahnwitzige durch Muſik kurirt.

Theophraſtus verſichert, gewiſſe Otternbiſſe, wären nur allein durch die Muſik zu heilen.

Mehr Beiſpiele kann man im Burney finden.

Man würde ſehr unrecht thun, dieſe Beiſpiele wegen ihres Wunderbaren gerade hin zu läugnen; da es ja ohnehin bekannt iſt, daß die Muſik der Alten, an Wirkung unſere Muſik, durchaus bei weitem übertraf.

Folgende Bemerkungen glaube ich, geben einigen

*) „Allerdings ein Wunder, daß eben der Lärm, der manche Leute „taub machen könnte, bei andern ein Mittel dagegen ſollte ab„geben können!" ruft hier Burney aus. Allein, nichts iſt begreiflicher, nichts weniger wunderbar, als dieſes.

Aufſchluß, und benehmen jenen Beiſpielen wenigſtens das Auffallende.

1) Einige der uns überlieferten Beiſpiele von den muſikaliſchen Kuren der Alten liegen ganz offenbar in der Natur der Sache, und ſind ſo begreiflich, als wunderbar ſie zu ſeyn ſcheinen.

Zum Beiſpiel, Asclepiades hat einem Tauben durch die Trompete geholfen! Wie natürlich! wie begreiflich.

Die Sache beruhte auf der Schärfe und Durchdringlichkeit des Trompetentons, aber nicht auf dem Muſikaliſchen deſſelben. Er hat alſo vermuthlich durch den Trompetenton das verwachſene Ohrhäutchen zerſprengt, und dadurch den Tönen den Eingang wieder geöffnet. Eine Kur, die noch jeder Doktor heut zu Tag gebrauchen könnte, und gebrauchen würde, wenn er ſo gewaltſame Mittel erwählen wollte, und die wenigſtens eben ſo gut iſt, als ein Piſtolenſchuß, oder Glockenläuten.*)

2) Die Alten reden zum Theil ſelbſt, auf eine ſolche Art von den Wirkungen ihrer Muſik, die uns ihre Möglichkeit begreiflich macht.

Apollonius Dyskolus ſagt in ſeiner historia commentitia, die Muſik ſey ein bewährtes Mittel wider die

*) Ein junger Menſch von Bern, der von Natur ganz hörlos war, ging einſtmal in Geſellſchaft anderer jungen Leute, auf den Kirchthurm, und als er gerade bei den Glocken ſtand, wurde eine derſelben plötzlich angezogen. Der junge Menſch fiel auf einmal wie todt zur Erde nieder; endlich erholte er ſich nach und nach, und es zeigte ſich, daß die gewaltige Erſchütterung ſeiner Gehörsnerven, welche der ſtarke Klang der Glocke bewirkt hatte, dieſem Unglücklichen, der von Mutterleibe an taub und ſtumm war, ſein Gehör wieder verſchafft hatte.

Niedergeſchlagenheit und Verrückung! Alſo — Musica curat corpus per animam.

Cölius Aurelianus erklärt ſeine loca dolentia decantare, ſo: der Schmerz werde dadurch gehoben, daß man eine Schwingung in den Fibern des leidenden Theils verurſache.

Galen redet vom Flötenblaſen auf den leidenden Theil.

3) Neuere Aerzte unterſtützen durch eigene glaubwürdige Erfahrungen den Glauben an die Wirkungen der alten Muſik.

Bürette, ein Akademiker, der nicht nur aus der Muſik der Alten ſich lange ein eigenes Studium gemacht, ſondern auch ſelbſt Arzt war, geſteht, es ſey nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich, daß die Muſik, wenn ſie in wiederholten Schlägen, und Schwingungen auf die Nerven, Fibern und Lebensgeiſter wirkt, zur Heilung gewiſſer Krankheiten dienlich ſeyn könne; und er glaubt, unſere Muſik könne dieß eben ſo wohl, als die alte.

Er findet es ganz begreiflich, daß die Muſik Hüftweh *) vertreiben könne; nicht nur durch Zerſtreuung der Seele, ſondern auch durch hervorgebrachte Schwin-

*) Der ungenannte Verfaſſer vom Einfluß der Muſik auf die Geſundheit erklärt dieſe Kur vom Hüftweh unbefriedigend und nur halb wahr, da er, aus ſeinem einmal angenommenen Grundſatz: die Muſik heilt den Körper durch die Seele, Alles herleiten will.

Das Hüft- oder Lendenweh, ſpricht er, rührt gemeiniglich von Verſtopfungen in den Eingeweiden her, und dieſe haben bisweilen ihren Urſprung von unmäßiger Traurigkeit. Wird nun die

gungen, und Erſchütterungen der Nerven, die die Säfte in Bewegung bringen, und die Stockungen heben können, die das Uebel verurſachen.

Eben dieſe Wirkungen muſikaliſcher Töne auf die Fibern des Gehirns und Lebensgeiſter, können die Schmerzen epileptiſcher, und wahnwitziger Perſonen lindern, und die Krankheit ſelbſt ſchwächen.

Kurz der Einfluß der Muſik auf die Geſundheit, durch Erſchütterung der Nerven, iſt ſicher.

Selbſt in den Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften findet man Beiſpiele muſikaliſcher Kuren ſolcher Krankheiten, die durch nichts konnten geheilt werden.

Dieſer muſikaliſchen Wirkung auf die Nerven, ſagt Herr von Mairan, haben wir die Heilung krampfhafter Uebel, und derjenigen Fieber zu danken, die von Wahnwitz und Zuckungen begleitet ſind.

Auch Dr. Bianchini, führt aus ſeiner eigenen Erfahrung Kuren durch die Muſik an.

Und ſo iſt denn, wenn wir die Rechnung ſchließen, die Muſik allerdings ein Mittel der Geſundheit, ein Heilungsmittel.

Seele aufgeheitert, welches durch die Muſik geſchieht, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dadurch der Schmerz gelindert werde.

Zu dem, ſo ſchlagen auch andere Mittel eher an, wenn die Seele ruhig iſt; und der Arzt gewinnt dabei allemal. Die Schmerzen fangen an nachzulaſſen, wenn man nicht ſo oft daran denkt; die Muſik zieht die Gedanken vom Gegenſtand ab, und dämpft alſo das Hüftweh.

„Ohe! iam satis est.“

Digitized by Google

Drei Blätter aus dem Tagebuche eines Reiſenden.

Eine poetiſch-muſikaliſche Skizze

von L. Rellſtab.

Mailand, den 4. Mai 1811.

Hab' ich geträumt? Bin ich auf der Erde geblieben, oder habe ich Ereigniſſe einer andern Welt erlebt? Kaum ſind zwei Tage verſtrichen, und ich habe Schickſale, die ein Jahr füllen könnten, erfahren. — Am 2. Mai, Abends um acht Uhr, war ich hier eingetroffen. Der erſte Gang führte mich nach dem Wunderbau des Domes. Die zitternde Sichel des Neumonds, die noch in dem letzten violetten Duft und Rauch der Abendröthe ſchwamm, warf einen matten Silberſchein durch die Dämmerung; ein düſtres, röthliches Licht fiel von den eben angezündeten Laternen und dem Abendhimmel auf den untern Theil des herrlichen Gebäudes. Die Luft war in der Höhe klar, unten von Dünſten beſchwert. Mit ſeinen unzähligen Marmorſpitzen durchſchnitt der Bau in dieſer ſeltſamen Beleuchtung den klaren, dunkelblauen Aether. Ueber den Platz vor dem Dom trieb ſich noch das Getümmel der Menge hinweg, die in's Theater, die weltberühmte Scala, wollte; die zackigen, gothiſchen Spitzen

Digitized by Google

des Giebels und des Thurmes aber ſchienen in eine heilige, ernſte Stille hinaufzuragen, die das verworrene Treiben zu ihren Füßen nicht mehr vernahm. Ich ſtand lange in den Anblick verloren. Plötzlich treten aus dem Schatten der mächtigen Pfeiler zwei Geſtalten hervor; augenſcheinlich Reiſende wie ich, das war an der Tracht zu erkennen. Sie wollen vorüber, ich höre bekannte Stimmen — welche Freude, es ſind Herrmann und Adolph, die Freunde meiner Jugend, die ich ſeit langen Jahren nicht geſehn. Welch ein Wiederſehn! „Woher kommt Ihr?“ — „Aus Tyrol. Wir haben Hofers heilige Hütte beſucht, und wollen jetzt ſeine Grabſtätte ſehn, denn hier ward er erſchoſſen. Als er auf ſeinem letzten Gange an dieſem Dom vorübergeführt wurde, hat der fromme Held hier noch einmal ein brünſtiges Gebet für ſeines Vaterlandes Heil geſprochen. — Ja, unſer Vaterland!“

Wir gingen in das nächſte Kaffeehaus. Hier nahmen wir, von der lauen Abendluft geladen, unſren Sitz an einem einſamen Tiſch vor der Thür. Die Windlichter flackerten; die Flaſche mit ſchäumendem Aſti, dem lombardiſchen Champagner, ſtand vor uns; wir erzählten unſre Schickſale, ſeit uns die rauhen Stürme der Zeit, nach dem jugendlich geſchloſſenen Bunde getrennt hatten. Leider waren wir Alle durch die Macht des fremden, rieſenhaften, aber für Deutſchland dämoniſchen Geiſtes, unſrem Theuerſten entriſſen; wir ſchienen uns, das Vaterland ſchien uns verloren. Hofer, der kindlich fromme Held, deſſen Wohnſtätte die Freunde eben beſucht hatten, und ſein Opfertod, waren an dieſem Orte natürlich die nächſten, trüben Gegenſtände des Geſprächs. „Beſchreibt mir ſeinen Wohnort!“ ſagte ich. Adolph nahm ein

Gedicht aus der Brieftaſche und erwiederte: „Ich habe es in dieſen Verſen gethan.“ Er las:

In Andreas Hofers Wohnung.

Ehrfurchtsvoll betretet dieſe Hütte,
Wirthlich aufgebaut an Weges Rand!
Seht den Tiſch, wie gaſtlich in der Mitte,
Fromm die Heil'genbilder an der Wand!

Ihren Schutz erbat zu kühnen Thaten
Wohl der Wackre, der in jener Zeit
Hier mit Freunden oftmals ſich berathen,
Die, gleich ihm, dem Tode ſich geweiht.

Und wie ernſt ſie ſaßen hier im Kreiſe,
Wie erhabner Gram ihr Herz durchdrang,
Tönte doch nach vaterländ'ſcher Weiſe
Angefüllter Becher Feierklang:

„Bringt's dem Kaiſer, treue Kampfgenoſſen!
„Weinet nur, es bringt Euch keinen Spott;
„Männer ſind wir doch, und fromm entſchloſſen,
„Fechten wir, und bau'n auf unſren Gott.“ —

Laßt auch uns hier einen Becher leeren;
Auf des Sandwirths Angedenken! Trinkt!
Und die Thräne ſoll uns nicht entehren,
Die in's Auge uns gewaltſam dringt.

Sogleich ſchrieb ich das Gedicht ab. — Wir verweilten noch bei herzlich trüben Geſprächen bis Mitternacht. Da wogte die Menge aus dem Theater zurück,

Digitized by Google

wir gingen, und trennten uns. — Kaum bin ich einige hundert Schritte allein gegangen, als es mir auffällt, was ich ſchon zuvor bemerkte, daß der klirrende Tritt eines franzöſiſchen Gensdarmen mir folgt. Ich vermuthete Abſicht; um Gewißheit zu erlangen, gehe ich plötzlich quer über die Straße nach einer Seitengaſſe. Er folgt. Jetzt ſchöpfe ich Verdacht. Das Gedicht konnte mir den Tod bringen; ich will es ſchnell beſeitigen, allein noch ſchneller faßt mich ſein Arm. „Monsieur! Votre portefeuille!“ — Ich gab es. — „Vous me suivrez!“ — Es geſchah. Ich war auf Alles gefaßt. — Man führt mich an ein großes alterthümliches Gebäude, das ich nicht kenne; ein hohes Thor, mit ſchweren Riegeln verſchloſſen, wird geöffnet. Inwendig franzöſiſche Soldaten auf der Wache. Mein Führer ſpricht einige Worte mit dem Offizier heimlich. Ich werde von zwei Soldaten und einem Schließer, der eine Lampe trägt, abgeführt. Wir gehen einige Treppen hinauf, durch verworrene dunkle Gänge; der Schließer ſteht endlich ſtill, öffnet eine mit Eiſen ſtark beſchlagene Thür, und ich befinde mich in einem ſchauerlichen Gefängniß, durch deſſen kleines Gitterfenſter kaum einige Sternblicke fallen. Der Gensdarm war gefolgt; man unterſucht mich ſcharf, nimmt mir alle meine Papiere ab, läßt mir aber Geld und Uhr, und behandelt mich höflich. — Der Schließer fragte, ob ich etwas befehle. Ich mußte bitter lachen. „Nun, morgen früh,“ ſagte er, und ging; ich blieb im Finſtern allein. — Schlaf? Ruhe? Welche Träume eines nie bewegt geweſenen Gemüths! — Eine Stunde vielleicht lag ich auf dem dürftigen Strohlager, und hatte Muße, mir mein Schickſal ſchwarz auszumalen. — Ein und zwanzig Jahre alt! Hoffnungen in der Bruſt! Und

welche! Das Vaterland befreien helfen, große Thaten vollbringen! Wie träumt ein Jüngling! Dazu eine ferne Geliebte! Wer liebt nicht in dieſer Zeit! — Geſchwiſter! Eltern! Und nun! Gefangen! Vielleicht ſchon morgen auf dem Sandhügel knieend und, der Wehrloſe, die Kugel erwartend, die mir der Wille einer fremden Gewalt beſtimmt, weil ich mein Vaterland liebe! — — Da begab ſich das Wunder! Plötzlich erklangen durch die ſtille Nacht Töne, ſo wehmüthig, ſo ſanft, ſo tief in die Bruſt dringend — daß mir unwiderſtehliche Thränen ins Auge traten. Iſt das Geſang? Nein! Und doch! Nicht Geſang einer Menſchenſtimme, aber ein Orpheus, der Töne hervorzaubert, wie man ſie nie gehört hat. — Ich weiß, man wird lachen, wenn ich ſage, daß ich einen Violinſpieler hörte!

Wie ſoll ich Töne beſchreiben, die, während ich im Zeitraum weniger Stunden, Kerker, Tod, Galeere vor Augen ſah, der bängſten Hoffnungsloſigkeit hingegeben war, und plötzlich das Glück der völligſten Freiheit und Rettung empfand, mir doch als das Wunderbarſte, was mir begegnet iſt, den tiefſten Eindruck zurückgelaſſen haben! Es herrſchte die ſchaurige Stille dunkler Nacht; nur ein leis flüſternder Hauch des Windes ſtreifte an den Gitterſtäben meines Fenſters hin; er trug mir die wunderbaren Klänge herüber. Nein, wie die Glocke anſpricht, abmählich ſchwellend, wie der Ton aus menſchlicher Bruſt, ſehnſüchtig und ſchmerzlich wie Bitten und Klagen der Liebe, ſanft ſich anſchmiegend wie die zärtliche, bange Braut, — ſo legten ſich dieſe Wunderklänge an die von Sorgen bewegte Seele. Der Spieler erging ſich, wie es ſchien, in freier Phantaſie auf ſeinem Inſtrument; die lang gehaltenen Töne unterbrach er bis-

Digitized by Google

weilen durch Läufe, über die er ſpielend leicht dahinflog, die aber doch, bald mit energiſcher Kraft, bald in der kunſtreichſten Verſchmelzung, immer aber klar wie eine Schnur reiner Perlen, ertönten. Nachdem er ſich eine Zeitlang in dieſen freien rhapſodiſchen Gängen verweilt hatte, fiel er plötzlich mit einem ſeltſamen aber reizenden Uebergange in die Melodie: „Mich brannt' ein heißes Fieber." Nie werde ich es vergeſſen, mit welcher namenloſen Innigkeit er dieſe himmelſüße und doch tief ſchwermüthige Weiſe erklingen ließ. Eine Fülle, eine goldne Klarheit des Tones, eine Verſchmelzung, ein Wachſen und Fallen und endliches Hinſterben! Es war die edle, ſchmerzliche Klage des gefangenen Königs! Mit erhebender Kraft durchdrang mich der Gedanke, wie viel ſchwerer oft Beſſere, als wir, gelitten haben, und ich empfand in meiner düſtren Lage einen Troſt, eine Beruhigung, die ich durch keine Vorſtellung der Vernunft zu gewinnen vermocht hatte. — Dem ſchönen Thema folgten Variationen. Nicht jenes fade, tauſendmal wiederholte Spiel verbrauchter Läufer und Triller, ſondern ſo eigenthümliche, ſeltſame Paſſagen, ſo wunderbare Verknüpfungen von Noten, in denen das Thema trotz der verſchleiernden Umhüllung ſtets ſo eigenthümlich und beſtimmt hervortrat, daß ich nicht wußte, ob ich mehr über den Spieler oder über den Componiſten erſtaunen ſollte. Da ſchien er plötzlich wie von einem wunderbaren Geiſt ergriffen; die Paſſagen rollten mit einem Feuer und einer Leichtigkeit dahin, daß ich an meinem Ohre zu zweifeln begann; aus der vollſten Tiefe ſprang der Spieler mit ironiſchem Uebermuth in eine ſchwindelnde Höhe, wo er ſeinem Inſtrument zauberiſche Flötentöne entlockte, die er gleich darauf wieder durch die rollenden Paſſagen der Tiefe

unterbrach, und ſo, aller Schwierigkeiten ſpottend, das Unbegreiflichſte vollführte. — Ihr werdet mir nicht glauben, und ſagen: dem Gefangenen, Hoffnungsloſen, erſchien in der Nacht, bei düſtrer Stimmung, das Gewöhnliche als etwas Unbegreifliches. Nein, Freunde! Ich habe ſelbſt Violine geſpielt (gewiß thue ich's jetzt nie wieder), und wußte, was ich hörte. Auch hätte den Schwermüthigen wohl ein Adagio unter ſolchen Umſtänden tiefer ergreifen mögen — aber dieſe wilden, verzweifelten Paſſagen, dieſes groteske, kühne Springen aus der Tiefe in die Höhe und zurück, das hätte einem, der, wie ich, an der Pforte des Todes zu ſtehen glaubte, eher widerwärtig ſeyn müſſen, wäre es nicht ſo unübertrefflich geweſen. — Die Töne verſtummten; aber in meiner Seele klangen ſie unvergeßlich nach; ja, ich ſehnte mich faſt mehr, ſie auf's Neue zu hören, als die Freiheit zu gewinnen.

Es wurde Tag. Eine Trommel erſchallte. Ich kletterte an meinem Gitterfenſter in die Höhe. Eine Compagnie Soldaten war im Hofe aufmarſchirt; drei Gefangene ſtanden vor derſelben. Der Officier winkte, ſie marſchirten ab. Das Schickſal der Leute bekümmerte mich ernſtlich. Der Kerkermeiſter öffnete eben meine Thür; ich fragte ihn danach. „In einer Stunde,“ antwortete er, „ſind ſie nicht mehr; ſie ſind des Verraths verdächtig. Deutſche, Tyroler, die die Aufrührer begünſtigt zu haben in Verdacht ſtehen.“ Dieſe Worte waren mein Todesurtheil. Ich hörte es erſchüttert, aber mit Faſſung an. — „Es iſt jetzt die Stunde,“ ſagte der Kerkermeiſter, „wo die Gefangenen im Hofe Luft ſchöpfen dürfen. Wollen Sie hinab?“ Wir gingen. Noch ſchaudert mich! Ich ſah viel wüſtes Räubergeſindel, welches

durch die Energie der franzöſiſchen Regierung aus der Lombardei ausgerottet wurde und hier gefangen ſaß. — An einen Mauerpfeiler gelehnt, den Blick nach der Sonne gerichtet, die noch nicht über die hohen Dächer heraufgekommen war, ſtand ein junger Mann, etwa fünf und zwanzig Jahre alt, der das Bild des Grams zu ſeyn ſchien. Er war blaß, hager; ſeine Augen lagen tief in ihren Höhlen; eine ſtark gebogene Naſe, eine hohe Stirn, verworrenes ſchwarzes Haar, und der lang gewachſene Bart gaben ihm ein wildes Anſehen. Doch ein Zug tiefer Schwermuth, die ſich in feinen, aber ſcharfen Linien um den ſanften Mund, und die bleichen, eingefallenen Wangen deutlich abzeichnete, lieh dem Geſicht ein namenloſes Intereſſe. Ich betrachtete dieſen anziehenden, ſeltſamen Menſchen lange; er ſchien uns nicht zu ſehen, ſondern blickte nach oben, als ſehne er ſich nach der Sonne. Plötzlich gewahrte er den Kerkermeiſter; er fuhr auf, und trat haſtig auf ihn zu. „Ich bitte Euch dringend,“ ſprach er italieniſch, „Alter, laßt Euch erweichen!“ — „Nichts,“ erwiderte der Alte rauh, „es geht nicht. Und wenn Ihr des Nachts nicht ruhig ſeyd, ſo ſchneide ich Euch auch noch die letzte Saite entzwei.“ — „Alſo das iſt der Spieler,“ dachte ich, und wollte auf ihn zu. — Da tönte plötzlich hinter mir mein Name. Es war der Gensd'arm von geſtern. Suivez-moi, Monsieur! ſprach er ſtreng. Ich mußte gehorchen. Vor der Thür ſtand eine Kutſche, wir ſetzten uns ein und hielten bald vor einem ſchönen Hauſe. Mein Begleiter war ſtumm geweſen wie das Grab. Jetzt ſtiegen wir aus, und er führte mich die Stiegen hinauf. Lange ſtanden wir in einem eleganten Vorzimmer. Endlich ſprang die Thür eines Seitengemachs auf, und eine Stimme rief: Entrez!

Welch freudiges Erſtaunen! Ich ſtand vor dem General K..., der in dem Hauſe meiner Eltern zu Berlin vor vier Jahren ſchwer verwundet gelegen, und, obgleich ein Feind, doch die großmüthigſte Pflege erfahren hatte. „Junger Freund!“ redete er mich an. „Welche Unbeſonnenheit haben ſie begangen. Bekleidete ich nicht zufällig dieſen Poſten, Sie wären nicht zu retten geweſen. Sie ſind frei!“ — „Und meine Freunde?“ — „Auch ſie.“ — „Tauſend Dank“ — „Still, ſtill! Ich bleibe doch in Ihrer Schuld. Seyn Sie heute mit Ihren Freunden mein Gaſt. Morgen müſſen Sie aber reiſen, denn ich muß marſchiren, und Ihre Begebenheit könnte hier neue bedenkliche Folgen für Sie haben. Ihre Päſſe ſind nach Deutſchland ausgeſtellt.“ —.—

In einer Stunde ſitzen wir drei im Wagen.

Paris, am 13. April 1814.

M... ſchrieb mir heute folgendes Billet: „Ihre Geſchichte mit dem Virtuoſen im Kerker, und Ihre Sehnſucht nach ihm ſind höchſt romantiſche Dinge — aber, wie die ganze Romantik, eine krankhafte Träumerei. Ich erzählte heute Lafont davon; er lachte und ſprach: „Ich getraue mich dieſe Schwärmerei zu heilen und den unauslöſchlichen Eindruck zu verlöſchen — dadurch, daß ich ihm ein Violinconcert vorſpiele.“ Ich nahm ihn beim Wort. Heute Abend wird er ſein Verſprechen halten, und, um Ihre Niederlage vollkommen zu machen, habe ich auch Baillot, Kreuzer und Rode eingeladen. Können Sie mehr verlangen? Ich darf nicht hinzuſetzen, daß ich Sie heut Abend erwarte!“

Man kann ſich denken, wie mich dieſe Einladung

ſpannte! Vier Jahre lang hatte ich die Violinſpieler jeder Stadt gehört, in die mich meine Verhältniſſe führten, jedoch ohne einen Schatten meines Ideals aufzufinden. Heute ſollte ich nach der großen, aber rauhen Zeit des Feldzuges die vier berühmteſten Meiſter hören, welche die Welt kennt. Ich war faſt bange um mein Ideal! — Mit klopfendem Herzen trat ich in den glänzenden Salon. Aber ſchon die eleganten Fracks, die brillanten Toiletten der Damen waren mir unangenehm; mein Kerker in Mailand kam mir ſchöner vor, wenn ich an jene Töne, die aus einer andern Welt zu ſtammen ſchienen, zurück dachte. — Das Concert begann. Lafont ſpielte zuerſt. Die äußerſte Politur, — ein klarer, ſilberner Ton — im Andante, wie im Allegro die Grazie ſelbſt — aber nur ein zierliches Miniaturbild gegen den namenloſen Reiz jenes romantiſchen, wunderbar beleuchteten Gemäldes, das vor meiner Seele ſtand. — Hierauf ſpielte Kreuzer. Glänzend wie ein Diamantenſchmuck waren ſeine Paſſagen; kecke Kraft, voller, reiner Klang, ſichrer Bogen; aber nur Glanz des Metalls, der Edelſteine, nicht der Strahl eines Seele verkündenden Auges! — Jetzt trat Baillot auf. Der volle energiſche Ton, den er hören ließ, regte mir die Erinnerung mächtig auf; ein edles Feuer belebte ſeinen Vortrag. Er herrſchte mächtig wie ein König über die Töne — mein Gefangener aber herrſchte wie ein Gott. — Endlich erſchien Rode! Die geiſtvollen, edlen Züge, der feine aber würdige Anſtand des Mannes, nahmen mich ungemein für ihn ein. Er begann! Ja, er iſt ihm verwandt, er trägt in ſeiner Bruſt eine Ahnung von dem, was mich tief bewegt! Einem edlen Marmorbilde, das Anmuth und Würde vereinigt, gleicht ſein Ausdruck der Gedanken. Feuer und

Innigkeit; jenes beherrſcht durch zügelndes Maaß, dieſe geläutert, geſtärkt durch die feſte Haltung der Kraft. Im Augenblick, wo ich ihn hörte, ſchien er mir meinen geheimnißvollen Fremden zu übertreffen; aber jetzt iſt mir die Sehnſucht nach ihm verſchwunden, nach jenem geblieben. Und es waltet das lebendigſte Gefühl in mir, daß jener nur wollen dürfte, um Alles zu können, was ich von Rode gehört. Aber ſein ſchrankenloſer Geiſt drängte nach ferneren Höhen, nach unergründlicheren Tiefen; ihm genügte nicht das Geſetz irdiſcher Geiſter. Er ſchweifte hinüber nach anderen Sphären, und die wunderbaren Anklänge, die von dort her in ſein tief zerriſſenes Gemüth drangen, gab er in unendlich ergreifenden Tönen wieder! — —

So empfand ich während des Concerts. Nachher führte mich M.. zu den berühmten Künſtlern hin. Die geſellige Artigkeit verlangte, daß ich ihr Spiel lobte; und wer hätte es nicht loben ſollen? Von meinem Gefangenen ſchwieg ich. Aber Lafont, dem M... die Geſchichte erzählt, begann ſelbſt danach zu fragen. Ich wollte ausweichen, abbrechen; vergeblich. So erzählte ich denn; anfangs lächelten ſie Alle, nur Rode nicht; als ich aber einige techniſche Schwierigkeiten, die ich gehört, berichtete und beſchrieb, rief Lafont: „O, Sie ſpotten unſrer!“ — Kurz, man wollte mir nicht glauben; ich wurde verdrießlich, ſuchte bald meinen Hut und ging. Als ich ſchon an der Hausthür war, bemerkte ich, daß mir Jemand eilig folgte; es war Rode. „Mein Herr,“ ſprach er, „Ihre Erzählung hat mich tief erſchüttert. Iſt ſie auf Ehre wahr?“ Ich verſicherte es. — „Ja, ich glaube Ihnen; meiner Ueberzeugung nach lebt aber nur ein Menſch auf Erden, der Ihr Gefangener ſeyn kann.

Als ich mich vor fünfzehn Jahren als junger Mann in Genua befand, ging ich eines Abends ſpät nach Hauſe. Plötzlich höre ich eine Violine, deren hinreißender Ton mich mit Erſtaunen erfüllt. Anfangs begreife ich nicht recht, woher dieſe entzückende Muſik kommt; bald aber entdecke ich, daß ein junger Menſch, faſt noch ein Knabe, auf einer nicht ſehr hohen Gartenmauer ſteht, und, gegen ein trüb beleuchtetes Fenſter gewendet, ſeinem Inſtrument die himmliſchen Klänge entlockt. Ich blieb gefeſſelt ſtehn. Wohl wußte ich damals, daß ich ſelbſt etwas leiſtete; hier aber wurden mir Geheimniſſe entſchleiert, die ich bis dahin noch nie geahnt hatte. Unbeweglich, in den Schatten einer Säule gedrückt, lauſchte ich dem Wunder. Der Mond trat hinter einer Wolke hervor und beleuchtete den jungen Violinſpieler vollkommen hell. Die Züge des Knaben glichen denen, die Sie beſchrieben haben, nur daß die ſanfteren Formen der Jugend den Eindruck der auffallenden Phyſiognomie milderten. — Er hatte geendet; da öffnete ſich das Fenſter, eine weibliche Geſtalt zeigte ſich und warf etwas hinab. In dem Augenblick hörte ich eine Stimme rufen: Traditore! Pel diavolo! Der Knabe ſprang bei dem Klang dieſer Ausrufungen gewandt von der Mauer herab in die Straße, bog raſch in ein Seitengäßchen ein, und war verſchwunden, ehe ich mich von meinem Erſtaunen erholen konnte. Gleich darauf erſchien ein Kopf über der Mauer und tobte und fluchte noch eine Zeit lang fort; das Licht in dem Fenſter war erloſchen. Daß das Ganze ein Liebesabenteuer war, ließ ſich nicht verkennen. Nach einigen Minuten trat ich hervor. Indem ich die Mauer näher betrachte, von der der gewandte Knabe herabgeſprungen war, trete ich auf etwas, und finde einen Violinbogen,

den er im Springen verloren haben mußte. Ich beſitze ihn noch; es iſt mit einem P. bezeichnet. Damals hoffte ich durch ihn den jungen Violinſpieler ausfindig zu machen; aber ſchon den andern Tag nöthigten mich die kriegeriſchen Zeiten, die Stadt zu verlaſſen. — Seitdem habe ich nie wieder etwas von jener Wundererſcheinung gehört. Aber Vieles verdanke ich ihr; denn der Eindruck war unausſprechlich, und nach jenem himmliſchen Spiel ſuchte ich das Meinige zu verbeſſern. Ja, vielleicht bin ich den größten Theil meines Rufes nur dieſer ſpurlos verſchwundenen Erſcheinung ſchuldig!“ — Erſtaunt ſtand ich vor dem großen Künſtler, der ſo beſcheiden, ſo aufrichtig ſprach. Ich mußte ihm bekennen, daß ich in ſeinem Spiel Anklänge von dem zauberiſchen Reiz gefunden, mit dem jener Unglückliche mein ganzes Herz umſtrickt hatte. Nur will es mir ſcheinen, als habe Rode bloß die Anfänge, die erſten Ahnungen jenes ſeltſamen Geiſtes vernommen, mir aber ſey er in voller Entfaltung ſeiner Schwingen erſchienen. — Wir trennten uns.

Ich habe einen Troſt. Jenes Wunder muß ſeine Macht über eine Welt üben. Hat ein tyranniſches Schickſal nicht das herrliche Gefäß dieſer Offenbarungen zerſchmettert, ſo müſſen ſie dereinſt noch Aller Herzen entzückend erfüllen.

Berlin am 30. März 1829.

Nach langem Aufenthalt im Norden kam ich Abends gegen halb acht Uhr hier an. „Was gibt es heut im Theater, Kellner?“ — „Nichts von Bedeutung. Aber in's Concert ſollten Sie gehn, mein Herr! Ein Violinſpieler“ — „Ich habe die Violinſpieler ſatt.“ — „Dieſer

aber ſoll ein Wundermann ſeyn. Der Recenſent Rellſtab ſchreibt ſeine Feder ſtumpf an Lobeserhebungen. Sehen Sie hier die Zeitung." — „Schon gut. Wie heißt denn der ſogenannte Wundermann, den ſogar ein Recenſent lobt?" — „Er heißt, ich werde gleich darauf kommen. Ein Italiäner" — „Wie? Ein Italiäner?" — „Ja, mit einem P. fängt er ſich an." — „Ein P! Ich muß in's Concert! Wo bekomm' ich ein Billet?" — „Drüben an der Kaſſe, ſonſt ſind nirgend mehr welche zu haben." Ich ſtürzte hinüber. — Der Saal war ſo gedrängt voll, daß ich nicht hinein kommen konnte, ſondern gleich vielen Andern im Vorſaal bleiben mußte. Eben war das Tutti des letzten Satzes geendet, das Solo, eine Polacca begann. — „Der iſt es oder Keiner!" rief ich aus; „dieſe Töne habe ich ſchon vernommen! Sie ſind mir unvergeßlich tief in's Herz gedrungen! Aber welch' ein Wunder! Spielen Zwei, Drei? Das habe ich damals nicht gehört. Ich traue meinem Ohr nicht. Nur einen Augenblick möchte ich ihn ſehn! Vergeblich! Die Menge belagert die Thür zu gedrängt. So will ich wenigſtens keinen Ton verlieren!" — Er hatte geendet. Ein donnernder Beifall hallte durch den Saal. Aber ich konnte den Spieler nicht ſehen, denn Alles erhob ſich auf den Zehen, um ihn zu erblicken. — Meine heftige Bewegung wäre gewiß aufgefallen, wenn nicht Jeder eine ähnliche Empfindung in der Bruſt gehabt hätte. Freilich meine Erinnerungen konnte Niemand faſſen! — Mit Ungeduld erwartete ich das zweite Auftreten des Wunderbaren. Endlich! — „Jetzt ſpielt er auf der G-Saite" ſagte Jemand neben mir. — Er begann. Heiliger Gott! Iſt es möglich! Das iſt die Melodie, die ich ſchon einmal hörte! Das ſind dieſelben Töne, die damals erhebend, beruhigend,

tröſtend mich umfingen, und, wie vom Himmel herab, Licht in meine düſtre Seele warfen!" — Da theilte ſich die Menge vor mir, ich ſah das bleiche, gramzerſtörte Antlitz, die tief liegenden Augen, das ſeltſame lange Haar, die ſchwache erſchütterte Haltung des Körpers! — Er war es! — So löſ'te ſich denn endlich nach neunzehn Jahren dem Mann das Räthſel, das die Bruſt des Jünglings mit wunderbaren geheimnißvollen Ahnungen erfüllt, und ihn als eine verſchleierte Geſtalt unaufhörlich begleitet hatte, ohne daß es ihm gelungen war, die Hülle zu heben. — Jetzt war ſie gefallen, ich hörte, ich ſah — Paganini!

Paganiniana.

Erſter Eindruck.

(Unmittelbar nach dem erſten Auftreten des Künſtlers in Berlin, am 4. März 1829, geſchrieben.)

In einer Geſellſchaft, wo ſich ein berüchtigter Geizhals befand, wurde für einen wohlthätigen Zweck geſammelt. Der Sammler kam aus Verſehen zum zweitenmal an den Geizhals; da ſich die Geſchichte in Frankreich ereignete, ſo antwortete dieſer: „Monsieur! j'ai déjà donné." Der Andere erwiederte: „Pardonnez-moi, je ne l'ai pas vu, mais je le crois." Sehr raſch fiel ein witziger Nachbar des Harpagon ein: „Moi, je l'ai vu, mais je ne le

Digitized by Google

crois pas.“ So geht es mit Herrn Paganini. „Wer es nicht gehört hat, glaubt es nicht,“ ſagten die Hinausgehenden. Referent dachte: „Ich habe es gehört, aber ich glaube es doch nicht.“ In der That, Herr Paganini leiſtet das Unglaubliche. Er überwindet keine Schwierigkeiten, denn es gibt keine für ihn. Er übertrifft keinen andern großen Violinſpieler, denn er hat ſich ein ganz neues Inſtrument geſchaffen, auf dem er der Einzige in ſeiner Art iſt. Doppelgriffe ſind ihm Kinderſpiel, er macht ſie nur, um ſich auszuruhen; aber drei-, vierſtimmig ſpielen, das gilt ihm etwas. Zweiſtimmige Sätze pizzicato und zugleich eine Melodie mit dem Bogen ſpielen, das iſt eins von den kleinen Zauberſtückchen dieſes alten Hexenmeiſters. Aber was rede ich, was beſchreibe ich viel? „Hört, hört!“ das iſt das Loſungswort. Doch bringt auch ein aufmerkſames, ſcharfes Ohr mit, denn Herr Paganini löſ't und gibt Aufgaben, die man nicht obenhin betrachten darf. Ein ungemeßner Beifall, wie er nie einem Virtuoſen geworden, gab dem unbegreiflichen Künſtler zu erkennen, daß man wenigſtens einen Maaßſtab für ſeine Leiſtungen ſuchte.

Urtheil des Publikums.

Das Concert war geendet; ich ſollte die Recenſion ſchreiben. Aber wo Worte finden für das Unbeſchreibliche? Zehnmal hatte ich angeſetzt, zehnmal ſtrich ich aus. Endlich warf ich mißmuthig die Feder weg, und ging in die Geſellſchaft, in welche ich noch eingeladen

war. Als ich in den Salon trat, war man im lebhaften Geſpräch über, nun wie kann es anders ſeyn, über Paganini. Denn, wovon ſonſt ſpricht man jetzt in Berlin? Ich hörte zu, und fand bald, daß die verſchiedenen Urtheile faſt einer Recenſion gleichen würden; ſo theile ich denn folgendes Geſpräch, welches ich als Stenograph ſogleich aufſchrieb, mit:

Der Wirth. Ich bin recht ernſtlich erzürnt auf ihn. Kein einziger meiner Gäſte iſt vor halb zehn Uhr gekommen.

Ein Enthuſiaſt. War denn das möglich? Konnte man einen Ton verſäumen? Nicht um die Welt!

Ein jüdiſcher Banquier. Gott! Er hat doch einen Ton! Rein wie Gold! Ich war ganz entzückt. Ich hab' immer geglaubt, es werden Lüggeb'or gezählt.

Der Enthuſiaſt (ironiſch). Ich glaubte, es regnete Louisd'or. Aber was ſagen Sie, Herr Profeſſor?

Der Philolog B. Nil mortalibus arduum!

Der Enthuſiaſt. Sehr wahr! Vortrefflich! Und was meinen Sie?

Der Orientaliſt B. Er beſitzt die Schätze des Morgenlandes. Wie die ſchönſte Schnur orientaliſcher Perlen reihet ſich ſeine Tonleiter. Süß, wie das Lächeln der Peri's, bewegt ſein Ton im Adagio. Juſſuphs und Suleika's Liebe hauchte ſein la ci darem la mano aus; ich ſah ſie, verſunken in ſelige Umarmung. Wie des Euphrats Wogen rollten ſeine Paſſagen auf der G-Saite einher, der Blüthenduft Hindoſtans umſchwebte ihn, wenn er in ſüßer, ſchwärmeriſcher Klage dahinſchmolz, die Donner Allahs zürnten in ſeinem feurigen Allegro.

Henriette. Das klingt allerliebſt; o fahren Sie noch ein Weilchen ſo fort, beſter Herr Profeſſor.

Der Orientaliſt B. Unerſchöpflich müßte ich ſeyn, wie das Meer, welches Stambuls Mauern benetzt, wenn ich das Spiel des Unbegreiflichen ſchildern ſollte.

Der Philolog B. Sehr wahr! Quo non ars penetrat?

Henriette. Was heißt das?

Der Enthuſiaſt. Ein Muſikus iſt unwiderſtehlich.

Henriette. Ein ſolcher freilich.

Der Philolog B. Res est blanda canor!

Henriette. Lieber Herr Profeſſor, ſprechen Sie doch lieber Deutſch. Was heißt denn nun das wieder?

Der Enthuſiaſt. Der ſchmeichelnde Geſang der Sirene umſtrickt jedes Herz. — Aber Sie ſchweigen ganz, ſchöne Pauline?

Pauline. Ich habe nur zweierlei Empfindungen bei ſeinem Spiel gehabt. Bei ſeinen unbegreiflichen Paſſagen glaubte ich, er zaubere, bei ſeinen ſüßen, ſehnſuchtigen Tönen fühlte ich, er bezaubere.

Alle. Bravo! Vortrefflich geſagt!

Ein großer Violinſpieler tritt ein.

Alle. Ihr Urtheil, Herr Concertmeiſter, Ihr Urtheil über Paganini! Geſchwind; hier hat Jeder ſeine Meinung geſagt. Wir erwarten ungeduldig die Ihrige.

Der Violinſpieler. Ich habe dem Kerl nur immer nach den Beinen geſehn, ob ich den Pferdefuß nicht entdecken könnte.

Digitized by Google

Paganini, Schottky, das Beiblättchen. *)

Ein Drama in zwei Akten.

Perſonen:

Der Kunſtrecenſent.
Der Bücherrecenſent.

Erſter Akt. Straße.

Der Kunſtrecenſent. He, Freundchen, wohin denn ſo eilig, warum denn ſo erhitzt? Warten Sie doch einen Augenblick. Eine kleine Neuigkeit.

Der Bücherrecenſent. Eine kleine? Deshalb ſoll ich warten? Sehen Sie hier, was ich für eine große, dicke Neuigkeit habe.

Der K. R. Gott bewahre! Welch dickleibiges Buch! Ein wahrer Foliant, der gegen zehn Pfund wiegen mag. Dagegen iſt meine Neuigkeit freilich nur klein.

Der B. R. Nun, und was haben Sie denn eigentlich in der Hand?

Der K. R. Nur ein dünnes Blättchen, wie Sie ſehen.

Der B. R. Und der Gegenſtand?

Der K. R. Ein oft beſprochner, oft geſtochner, oft gedruckter — Paganini.

Der B. R. (verächtlich). Paganini? Auch ſo ein Wiſch? Wiſſen Sie, mein Herr, auch meine Neuig-

*) Eine radirte Beilage zur Zeitung für die elegante Welt, auf der Paganini in verſchiedenen charakteriſtiſchen Stellungen, wiewohl im kleinſten Maaßſtabe, und nur andeutend, abgebildet war.

keit betrifft den Paganini. Es iſt die Lebensgeſchichte des großen Mannes von dem Profeſſor Schottky.

Der K. N. Wie? Das ganze dicke Buch? Das muß ja außerordentlich intereſſant ſeyn! Mein Gott, wie tief, wie gelehrt muß der Mann geforſcht haben, wenn er ein ſo ungeheures Buch zu Stande gebracht hat! Was wird man da für Aufſchlüſſe über das wunderbare Leben des Künſtlers erhalten! O, zeigen Sie doch einen Augenblick —

Der B. N. Nicht eine Sekunde! Ich eile, ich ſtürze, ich fliege nach Hauſe, ich durchſtürme das göttliche Buch, morgen treffen wir uns auf dem Kaffeehauſe. (Will fort.)

Der K. N. O warten Sie doch einen Augenblick! Wollen Sie denn meine Neuigkeit gar nicht ſehen?

Der B. N. Nur geſchwind.

Der K. N. Sehen Sie, ein kleines beſcheidenes Blättchen. Paganini hier, Paganini dort; ſeine komiſchen Kratzfüße machend, mit dem verlegenen Gefühle, als ſey er ein Schüler, der zum erſten Male ſpielt, — mit dem Fuße ſtampfend, wenn das Orcheſter einfallen ſoll — dort von einem eben ſo wohlbeleibten als wohlbekannten Kapellmeiſter geführt — und hier den Bogen anſetzend, wie zum Einhauen in der Schlacht — kurz, der ganze Mann, wie er leibt und lebt, wie ihn Jeder von uns unvergeßlich in der Erinnerung behalten hat. Und überdieß noch drei ſeiner lieblichſten Themata —

Der B. N. Mein Herr, Sie dauern mich! Morgen im Kaffeehauſe! (Stürzt davon.)

Der K. N. Nun, das geſteh' ich, der Herr iſt etwas aufgeblaſen. Wenn er ſchon ſo ſtolz auf ein fremdes Werk iſt, da will ich Gott bitten, daß er niemals ein

eignes ſchreiben möge. — Mein Blättchen iſt kein Wunderwerk, kein Raphael, kein Michel Angelo — aber doch vielleicht ein kleiner Callot, eine ganz hübſche Handzeichnung, jedenfalls ein drolliges, angenehmes Erinnerungsblatt. Indeß es muß wahr ſeyn, die Biographie muß das höchſte Intereſſe haben, und ich will ihm glauben, daß er kein Blatt daraus für meines weggibt. — Doch es iſt hohe Zeit. — Nun, morgen werden wir ja hören. (Geht ab.)

Zweiter Akt. Das Kaffeehaus.

Der Kunſtrecenſent (auf- und abgehend). Es iſt wahr, der Herr läßt auf ſich warten; ich trinke ſchon die dritte Taſſe Kaffee, aber meine Neugierde iſt ſo geſpannt, daß ich nicht fort kann. Wenn er mir nur das Buch mit nach Hauſe gibt. Ach, da iſt er!

Der Bücherrecenſent. Ergebenſter; wie geht's?

Der K. R. Nun? So ſtill? Es iſt Ihnen doch kein Unglück begegnet? Sie ſind doch nicht krank?

Der B. R. O keineswegs!

Der K. R. Aber Sie ſehn im höchſten Grade verdrießlich aus. Nun, und die Lebensgeſchichte Paganini's, Sie bringen Sie doch mit?

Der B. R. (wirft ſie nachläſſig hin). Da iſt ſie!

Der K. R. Mein Gott, Sie gehn ja mit dem Buche um, wie der Kazike von Mexiko mit der Bibel. Sie Frevler!

Der B. R. Hat ſich was zu freveln.

Der K. R. Freilich, Deum nemo laedit. Aber ſagen Sie mir Ihr Urtheil, erzählen Sie doch, reden Sie doch.

Der B. R. Haben Sie Ihr Blättchen nicht bei ſich?

Der K. R. Das verächtliche Ding? Sie ſcherzen wohl.

Der B. R. Ich biete Ihnen einen Tauſch an.

Der K. R. Nicht möglich? Wie? Sie wollten? Großmüthiger!

Der B. R. In vollem Ernſte. — (Für ſich.) Nein es geht nicht, es iſt wider mein Gewiſſen, Jemanden ſo zu prellen!

Der K. R. Wie? Sie zaudern? Sie nehmen Ihr Wort zurück?

Der B. R. Ich muß offen reden. Ihr Blättchen iſt eine Kleinigkeit, eine anſpruchsloſe, aber artige Kleinigkeit. Mein Buch iſt ein großes, dickes Werk und, was mehr iſt, ein theures Werk, denn es koſtet über zwei Thaler. Aber dennoch, ich führe Sie an.

Der K. R. Wie ſo? Wie wäre das möglich? Der anziehende Gegenſtand ſchon —

Der B. R. Wollen Sie ſich hierüber fünf Minuten unterhalten, oder fünf Stunden langweilen, ärgern, erbitern?

Der K. R. Iſt das auch eine Frage?

Der B. R. Nun, ſo fragen Sie mich auch nicht, weßhalb ich nicht mit gutem Gewiſſen tauſchen kann.

Der K. R. Wie, ſollte Schottky's Buch —

Der B. R. Schottky? Der hat keins geſchrieben. Aber alle ſchlechten Schriftſteller Deutſchlands, die um das Honorar (ein Wort, das man nicht mehr Ehrenſold, ſondern Schandenſold überſetzen ſollte) die Columnen der Journale füllen, alle dieſe hat er nicht abgeſchrieben, nein, dieß wäre wenigſtens des Fleißes wegen verdienſtlich, ſondern nur abdrucken laſſen. Und das heißt, mit

ungefähr ſo vielen Nachrichten geſpickt, als Gellert von ſeinem berühmten Greiſe ſingt, eine Lebensgeſchichte Paganini's.

Der K. R. Es iſt alſo nur ein Reſumé der beſten Urtheile über Paganini, die Schottky zuſammenſtellt?

Der B. R. Nein, nein, nein, nein ſage ich Ihnen. Es iſt nur Kraut und Rüben durcheinander; und hätten nicht andre Leute als Herr Schottky über Paganini geſchrieben, ſo ſtünde gar nichts darin, und hätte Niemand gut über ihn geſchrieben, auch nicht eine gute Zeile. Es iſt ein wahrer Salat à l'Italienne, nur mit dem Unterſchiede, daß weder Gewürz, noch irgend etwas Piquantes darin iſt.

Der K. R. Dann muß es freilich eine unverdauliche Speiſe ſeyn.

Der B. R. Darin gebe ich Ihnen von Herzen Recht. Alſo aus unſerm Tauſche kann nichts werden, weil ich zu ehrlich bin. Die ganze Auflage gäbe ich Ihnen für Ihr Blättchen.

Der K. R. Und geſtern bedauerten Sie mich --

Der B. R. Und heute bitte ich um Ihr Mitleiden.

Der K. R. Alſo das Blatt hat ſich gewendet!

Der B. R. Leider ja.

Der K. R. Nun, ſeyn Sie nur nicht verzagt! Mein Blättchen iſt ja auch kein großes Kunſtwerk.

Der B. R. Aber es iſt ein artiger Einfall, der keine Anſprüche macht. Und man wird ihn gratis der eleganten Zeitung beilegen, während ich 2 Thaler 4 Gr. ſächſiſch für mein Buch bezahlen mußte.

Der K. R. Nehmen Sie es als eine kleine Pönitenz für eigne Sünden hin! Denn Ihr Herren ſchreibt

doch auch ſo manches Wort, das andern Leuten Langeweile oder gar Kopfſchmerzen macht.

Der B. N. Freilich wahr! Aber wir wiſſen doch aufzuhören.

Der K. N. So ſollten wir unſer Wiſſen jetzt anwenden und unſre Unterredung ſchließen. Denn ich ſehe hier mehrere Herren ſtehen, und dort einige Damen ſitzen, die uns anfangs zuhörten, jetzt aber genug zu haben ſcheinen.

Der B. N. Sie haben Recht. Kommen Sie denn und laſſen Sie uns einen Spaziergang machen, damit ich meinen Verdruß im Freien vergeſſe.

(Sie nehmen Hut und Stock und gehen.)

Anekdote.

Peter Winter (geb. 1754 geſt. 1825) war der Orgel nicht hold, und er nannte ſie einſt ein ſeelenloſes Inſtrument. Wie? ſeelenlos? die Orgel ſeelenlos? ſagte Vogler — ich will's ihm heute Abend zeigen! Er gab eben an jenem Abende Concert auf der Orgel der proteſtantiſchen Hofkapelle in München, und drückte den Sturz der Mauern von Jericho damit aus, das er mit beiden Armen über die Taſtatur des vollen Werks herfiel. Um den Sturmwind darzuſtellen, zog er alle Regiſter, verband die Taſtatur mit dem Pedale, und drückte ſo viele dieſer Pedale, als ſeine quergelegten Fußſohlen erreichen konnten, lange anhaltend nieder. Mehrere Bälgetreter mußten da zugegen ſeyn und vom Schweiße triefend ihres Amtes warten.

Digitized by Google

Spontini.

Spontini, ein Name, der ſeit mehr als einem Vierteljahrhundert mächtig durch das muſikaliſche Europa tönt, und wahrlich eine jener merkwürdigen Erſcheinungen iſt, die den ſchaffenden Genius, dieſes namenloſe Etwas, die Uridee des Schönen mit der Thatkraft der Phantaſie in den Kreiſen, welche die Geſetze der vollkommenſten Harmonie umſchreiben — empfangen haben, wie etwa in dem Dickicht eines Waldes eine Eiche, vom Blitz auserkoren, hellſprühende Flammen wirft, nicht etwa, weil ſie hoch über Alle hervorragte, nicht etwa, weil ſie einſam auf der Heide ſtand, ſondern weil ſie und keine andere von dem zuckenden Himmelsſtrahl berührt wurde. Ein Problem für Naturforſcher und Pſychologen war der Knabe von Geſſi *) eigenſinnig und veränderlich, träumend und weichlich, ernſt und theilnahmlos für die Spiele ſeiner Brüder, ſchon in ſich fühlend das erſte Schwingenregen des heroiſchen, ohne Worte ſchaffenden Dichtergeiſtes. Ueber Feld und Berg und Wald zog es ihn fort zu jenem alten Meiſter, dem berühmten Pater Martini von Bologna, ſeinem erſten Lehrer, deſſen origi-

*) Spontini wurde 1780 zu Geſſi, einem Marktflecken in der Delegation von Spoleto im Kirchenſtaate, geboren.

nelle Charakter-Eigenthümlichkeit ihn vielleicht eben ſo ſehr anzog, als die Töne ſeiner alten Geige. Schnell ward das Kind ein Jüngling, der ſich in den wogenden Fluthen der Muſikaufführungen des Conſervatoriums del Pieta zu Neapel, wie in ſeinem Elemente, bewegte, ja, ſie in einem Alter von 16 Jahren wie ein kühner Seemann beherrſchte.

Pſychologiſch merkwürdig iſt es, wie ſich in Spontini das innere Kunſtleben in ſeinem Privatleben und umgekehrt ſein Privatleben in ſeinem Kunſtleben abſpiegelt. Es gehörte eben die Sonne des Glücks dazu, um dieſe Blume der heißen Zone in ihrem ſtrahlenden Farbenſchmelze hervorzulocken; Italiens reinerer Himmel macht die phyſiſche Natur ſeiner Söhne empfindſamer, als des rauhen Nordens abgehärtete Bewohner. Jene, die ſich an einem gewiſſen air de grand seigneur ſtoßen, mögen bedenken, daß ſie dem Schöpfer der Veſtalin, Olympia, Nurmahal, Cortez und Agnes von Hohenſtaufen gegenüberſtehen, der ſeine Laufbahn in den grandioſen Kreiſen eines Napoleoniſchen Hoflebens und in den Gemächern der Kaiſerin Joſephine begann. — Ein Diener in Hoflivree empfängt mit geſchäftiger Höflichkeit den Fremden, der Berlins größten Componiſten, den General-Muſikdirektor Ritter Spontini aufſucht und führt ihn durch mehrere Salons, worin ein gewiſſer ariſtokratiſcher Luxus und ein ernſterer Kunſtgeſchmack in Kupferſtichen nach Raphael, Büſten und Piano's hervorleuchtet, bis in das Cabinet des Künſtlers ſelbſt. Die ruhige Zuvorkommenheit ſeines Empfanges halten wir lieber für den Ausdruck eines in ſich beſchloſſenen, hochgeſtellten Geiſteslebens, denn für kalten Künſtlerſtolz. Sein Aeußeres iſt zart und wohl proportionirt, ſein Körperbau nicht klein, nicht

Digitized by Google

groß, nicht mager und nicht ſtark, ſein dunkles Haar ſorgſam behandelt und gekräuſelt — die Geſichtszüge faſt mehr häßlich als ſchön, aber dennoch voll Adel und fremdartiger Seltſamkeit. Eine gewiſſe Schwermuth blickt aus ſeinen nicht großen, aber ſcharfen dunkeln Augen, wenn die Begeiſterung der Kunſt ſie nicht belebt, und gleicht faſt der niedergeſchlagenen Schweigſamkeit der verſchleierten Natur bei bewölktem Himmel — ein gütiges gefälliges Lächeln ſucht, wie es ſcheint, den nichtachtenden Ernſt des Künſtlers für Alles, was ſeine erhabene Phantaſieenwelt nicht berührt, zu mildern.

Ueppige Teppiche, doppelte Fenſter, die weichſten Polſter umhegen und hüthen wie beſorglich das materielle kränkelnde Leben dieſer hochgeiſtigen Natur; ein Stäubchen auf den Kryſtallen, Porzellan und Bronzen in ſeinem Kunſt- und Künſtlerkabinet iſt eine eben ſo große Seltenheit, wie ein Fädchen oder Fältchen auf ſeinem ſaubern Anzug, oder ein trivialer Scherz in ſeinem Munde. Spontini ſpricht im Allgemeinen wenig und nur gebrochen Deutſch, Franzöſiſch ohne italieniſchen Accent, wenn auch mit italieniſchem Wohlklang; die Gegenſtände ſeiner Unterhaltung ſind meiſt Kunſt, Geſchichte, Politik; ſeine Anſichten ſind allgemein, umfaſſend, wie die eines großen Mannes, der viel beobachtet und richtig und großartig empfindet; oft iſt er ſcharf, beißend, wenn er nicht gütig ſeyn will, reiz- und verletzbar, wie jedes Genie ungeduldig, ja ärgerlich für alles Kleinliche des Lebens, denn ſeine Dichterſeele erträumte und ſchuf die Veſtalin, Olympia, Nurmahal, Alcidor, Cortez und Agnes von Hohenſtaufen.

Ueber Gluck's Iphigenia.

Es iſt zwar unter denjenigen, die mit Gluck's Werken vertraut ſind, anerkannt, daß er groſsartige Stoffe zu bearbeiten pflegte, und eine beſondere Vorliebe für das Antike zeigte; allein es iſt wenig über die Gedichte ſelbſt, die ſeinen Opern zum Grunde liegen, geſagt worden. Und doch bieten ſie ein ungemein reiches Feld. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob der Alceſte, der Armide oder der Iphigenia in Tauris der Vorzug gebühre, weil uns, beſonders durch die Macht der Muſik unterſtützt, jede dieſer Opern die erhabenſten Verhältniſſe darbietet. Wir dürfen, ſo ſcheint es faſt, einer jeden in ihrer Gattung einen gleich hohen Rang anweiſen. Alceſte ſiegt durch ihre ruhige Größe, ihre königliche Würde; Armide durch den zauberiſch romantiſchen Farbenreiz, und die phantaſtiſche Umgebung, bei der edelſten Wahrheit der Idee; Iphigenia endlich durch Tiefe und Klarheit, durch die Anregung der erſchütterndſten Wehmuth und ihre Auflöſung in die reinſte Freude, die die heiligſten und dringendſten Forderungen der Natur befriedigt, ohne daß ſich irgend eine Leidenſchaft trübend in das ſo kunſtreich verſchlungene und doch einfache Gewebe der Verhältniſſe gemiſcht hätte. Wir ſehen nicht

Liebe, nicht Haß, nicht Rache, nicht Zorn dargeſtellt; wir werden nicht in das verworrene Labyrinth irdiſcher Leidenſchaft geführt, um uns nach langer erſchöpfender Raſtloſigkeit durch die Ruhe der Ermattung zu erquicken; ſondern Schweſter und Bruder ſind es, die vor uns ſtehen, es iſt die reinſte, aufopferndſte Freundſchaft, deren erhabenes Bild uns gezeigt wird; der Frevel dunkelt nur wie ein wegziehendes Gewitter am fernen Hintergrund des reinen Himmels, der uns die Nähe verſöhnender, liebender Gottheiten verkündet. Wir haben den Vulkan der Frevelthaten nicht ausbrechen ſehen; nur dumpf tönen noch ſeine letzten verhallenden Donner, und wir ſtehen, es iſt wahr, auf dem Gefilde der Verwüſtung, aber in dem Augenblick, wo ſchon der Segen der neuen Befruchtung ſich zeigt, wo die geflüchteten Bewohner zurückkehren, und die Größe der Schmerzen nur in dunkler Ahnung aus dem Entzücken der Wiedervereinigung verwandter Seelen erkannt wird. Die edelſte Rührung iſt die der Freude, allein ſie iſt auch am ſchwerſten in der Kunſt zu erzeugen; Gluck und ſein trefflicher Dichter haben aber die Aufgabe mit einer Meiſterſchaft gelöſ't, vor der ich nicht Ehrfurcht genug zeigen kann. — Es findet zwiſchen Goethe's Iphigenia, und der Gluck'ſchen eine ſo merkwürdige Uebereinſtimmung ſtatt, daß man glauben ſollte, ein Dichter habe dem andern nachgearbeitet; doch liegt die Erklärung noch in der Natur des Stoffes, in der ſo höchſt beſtimmt gegebenen Wahrheit der Fabel, und in den griechiſchen Vorbildern. Dennoch bleibt die Aehnlichkeit im Gange der Scenen, und zumal die Eintheilung der Akte nach gleichen Abſchnitten des Stoffes ſehr merkwürdig. Ich will dieß nicht überall in's Einzelne verfolgen, ſondern

nur auf Einiges aufmerkſam machen. Thoas, der bei Goethe nur zu Anfang und zu Ende erſcheint, Verwickelung und Auflöſung bewirkend, ſpielt hier dieſelbe Rolle; wenn er dort als Charakter anders auftritt, ſo liegt die Forderung dazu in der Gattung des Gedichts, in der Selbſtſtändigkeit jenes Dramas. Die Muſik mußte einen andern Thoas haben; das Leidenſchaftliche, ja das Rohe des Barbaren (welches ſie durch ihre verklärende Kraft zu einer viel edleren Sphäre erhebt) befriedigt die Forderungen dieſer Kunſt viel mehr, als wenn der Charakter, wie bei Goethe, gemeſſen, ſtreng, mehr vom Verſtande als vom Gefühl geleitet, gehalten wäre. Denn die unmittelbare Empfindung des Herzens iſt es, welche von der Muſik leicht und natürlich ausgedrückt wird. — Betrachten wir den Gang der Scenen in Gluck's Oper, ſo entwickelt ſich derſelbe im erſten Akt durchaus natürlich und tief ergreifend. Der Sturm wirft uns mitten in die Handlung, und bildet zugleich ein Motiv für die Landung der Griechen. Iphigenia's deutungsreicher Traum macht uns hinlänglich mit ihrem Schickſal bekannt, um den innigſten Antheil an den folgenden Verhältniſſen zu nehmen. Das Auftreten des Königs, ſeine Ahnungen, ſein Entſchluß, kein blutiges Opfer zu erlaſſen, werfen einen tragiſchen Schrecken in unſere Seele, der die höchſte Bedeutung gewinnt, dadurch, daß unmittelbar darauf Oreſt und Pylades erſcheinen. Man ſieht, daß dieſe Expoſition mit der Goetheſchen die größte Aehnlichkeit hat; ließe ſich annehmen, Gluck's Dichter habe dieſe und das Werk überhaupt gekannt, ſo müßte man ihm die größte Meiſterſchaft zugeſtehen, ein ſelbſtſtändiges Drama zu einem Operngedicht umzuſchaffen. Alles, was dort Gedanke, tiefer Blick in Herz und Leben, Orakelſpruch

der beſchauenden Weisheit iſt, verwandelt ſich hier wieder in das reine Gemüthsverhältniß, worauf jene tiefgedachten und erkannten Wahrheiten begründet ſind. Was Goethe der Einſicht klar machte, konnte aber der Muſiker nicht brauchen; ſein Dichter, und ſo iſt es geſchehen, mußte Alles dem Gefühl zugänglich und leicht verſtändlich machen. Allein auch ſeine Erfindungskraft iſt ungemein groß, ja im zweiten Akte finden ſich Züge, welche die ähnlichen Wendungen in Goethe's Iphigenia an natürlicher Wahrheit und dramatiſcher Wirkſamkeit übertreffen. — Oreſt erſcheint von den Qualen des Bewußtſeyns gefoltert; Pylades wird von ihm getrennt, ſeine Verzweiflung ſteigt auf's Höchſte, er ſinkt in Ermattung und endlich in todesähnlichen Schlummer. Jetzt aber ſteigen die Furien herauf, und laſſen ihre volle Wuth an dem hülflos Ohnmächtigen aus; allegoriſch ſtellt, und mit Recht, der Operndichter das dar, was der ſelbſtſtändige Dramatiker durch eine erſchütternde Bewegung der Seele, die faſt den Charakter des Wahnſinns trägt, ausdrückte. Ließe Goethe Furien erſcheinen, es wäre lächerlich; der Operndichter aber hat noch die Vergeiſtigung des Körperlichen durch die Muſik als letztes höchſtes Kunſtmittel übrig, ſo daß die äußere Erſcheinung nur das Vehikel wird, woran ſich das Wahrhafte der Kunſt knüpft. Darum hat der Dichter in dieſem freieren, wunderbareren Gebiet ein Recht, uns die Erſcheinungen der Seele unter einem körperlichen Bilde darzuſtellen, und nur oberflächlich Betrachtende werden hierin etwas Tadelnswerthes finden.

Von nun an beginnen die großen dichteriſchen Erfindungen, die ich mit zu den ausgezeichnetſten rechne, welche je Leben auf der Bühne erhalten haben. Gegen den Schluß des Furien-Chors erſcheint, mitten unter den

Digitized by Google

Erinnyen, als die furchtbarſte Geſtalt des Schreckens für Oreſt, ſeine Mutter, die Rache ſuchende Klytemneſtra, in geiſterhafter Verhüllung. Von Qualen gefoltert ſpringt der Sohn auf; da zeigt ſich Iphigenia, die reine Prieſterin; die Furien und die Schreckgeſtalt der Mutter verſinken vor ihrer ſchuldloſen Gegenwart, aber Oreſt, dem das Traumbild noch verworren vorſchwebt, ſieht in der Schweſter das Bild der Mutter. Wenn man es erſt auseinanderſetzen ſollte, wie groß, wie rührend dieſes Erkennen durch ſein Mißkennen iſt, für den möchte die Auseinanderſetzung ſo dunkel bleiben, als die Sache. Wir gehen alſo weiter. „Die Mutter! Weh!“ ruft Oreſt, vor Schrecken ſtarrend, aus; ſanft erwiedert ihm Iphigenia: „Ich ſehe, welches Graun bei meinem Anblick dich ergreift; doch armer Fremdling u. ſ. w.“ Jetzt beginnt ein Geſpräch, bei dem man nicht weiß, ob man den Dichter oder den Muſiker mehr bewundern ſoll. Jede Zeile hat Bedeutung, kein Wort zu viel noch zu wenig, die Wendungen meiſterhaft, Kürze und Fülle; denn das ganze Geſchick der Atriden (ſo weit es uns hier wichtig) wird erzählt; Iphigenia ſieht jede Hoffnung vernichtet. An einer Stelle wird ſogar Goethe übertroffen. Seine Iphigenia erforſcht die Geſchicke ihres Hauſes mit faſt zu großer Ruhe; es gehört nicht hieher, welche höhere Kunſtmotive den Dichter bewogen, der Wärme des Gefühls einige Opfer zu bringen; zum Theil mußte er auch die Ergänzung des Gedichts der Schauſpielerin überlaſſen. Allein mit unmittelbarer Kraft der Wahrheit ergreift der Dichter der Oper unſer Herz. Nur mit Theilnahme für den unglücklichen Landsmann tritt Iphigenia bei ihm zu Oreſt; ſie forſcht nach ſeinem Vaterlande, in der Hoffnung, durch ihn eine Botſchaft zu ſenden; er weicht ihr

aus. „Was kann Dich, Prieſterin, ein armer Fremdling kümmern?" Sie dringt in ihn. Da nennt er Mycenä als ſeine Geburtsſtadt. Dieſer Name ruft die Erinnerung der Jugend mit zauberiſcher Allmacht in Iphigenia's Herz zurück; die Gegenwart verſchwindet ihr; nicht mehr ein Fremdling, den ſie vom Tode retten will, ſteht vor ihr; nein, er iſt ein Bote aus der Heimath, der ihr Kunde von den Ihrigen geben ſoll, und über das, was er bringt, vergißt ſie, wer es bringt. Aber ach! Jede fernere Frage iſt ein Schritt tieferem Schmerz und Jammer entgegen; jedes Wort Oreſt's tödtet ihr einen Geliebten, oder die verehrende Liebe zu ihm. Goethe's Oreſt gibt ſich hier, durch einen großartigen Zug der Seele bewegt, zu erkennen; Gluck's Oreſt betrachtet in trüber Hoffnungsloſigkeit ſein Ziel als ſchon erreicht, und ohne Verſtellung, ſondern aus prophetiſch wahrer Ueberzeugung darf er antworten: „Oreſt fand endlich auch den Tod, den er ſo lange ſuchte!" Welcher Gedanke der einzeln ſchönere ſey, iſt ſchwer zu ſagen, aber natürlicher iſt der letztere, und beſſer wird der Entwickelungspunkt des Stückes durch ihn hinausgeſchoben. Das höchſte Intereſſe dieſes Drama's liegt nämlich in der Theilnahme des Zuſchauers für das Geſchwiſter-Verhältniß, die aber natürlich nur ſo lange warm bleibt, bis Iphigenia den Bruder findet; dieſen Faden ſchneidet Göthe ab, und nun tritt das zweite, ungleich ſchwächere Intereſſe, das für die Rettung und glückliche Flucht ein. Zwar nimmt Goethe den Faden noch einmal wieder auf, indem er den Bruder in ſeinem Wahnſinn die Schweſter mißkennen läßt, ſo daß ſie ihn zum zweitenmal verliert; aber um dieſe furchtbar erhabene Steigerung des Verhältniſſes hervorbringen zu können, mußte er der Wahrheit und

Lebendigkeit des Gefühls ein Opfer bringen. Denn das Nächſte, was man zu erwarten hat, wenn Iphigenia den Bruder vor ſich ſieht, iſt, daß ſie ihm die Schweſter zeigt. Goethe's Iphigenia thut es nicht, ſie zeigt zuerſt die Prieſterin, dann dem Gott das dankbare Herz. Gewiß großartig, edel, fromm, was man will, nur nicht der Natur gemäß. Der Dichter ſucht zwar die Lücke zuerſt durch den ausbrechenden Wahnſinn Oreſt's, ſpäter durch Iphigeniens Innigkeit frommer prieſterlicher Faſſung zu verdecken, allein der Mangel wird uns dennoch ewig fühlbar bleiben. Einfacher verfährt Gluck's Dichter. Oreſt iſt todt, die nächſte Frage Iphigeniens gilt Elektren; im tiefſten Schmerz ſeiner Seele bekennt der Bruder (und fühlt auch hier ſeine Schuld), daß ſie allein in Mycenä zurückgeblieben ſey. Wie natürlich iſt hier die nahe Erkennung wieder fernhin abgeleitet, wie einfach das Mittel gewählt, um uns das Verhältniß der Schweſter zum Bruder bis an den Schluß, wo Erkennen und Rettung Beider faſt zuſammenfällt, in ahnungsvoller Verhüllung, darum aber eben um ſo ergreifender, ſpannender, erſchütternder zu erhalten! — Es iſt eben ſo natürlich als rührend, daß Iphigenia nach dieſer ihr Herz ſchonungslos zerreißenden Botſchaft von den Ihrigen, in die tiefſte, heiligſte Wehmuth ausbricht, und in thränenvoller Klage, hoffnungslos, aber doch mit ergebender Sanftmuth ſich zu den Göttern wendet, und ſie gewiſſermaßen anfleht, ihrem Schmerz ſich hingeben zu dürfen. Welch eine rührende Beſchränkung der letzten Wünſche eines gebrochenen Herzens liegt in den Worten: „O laßt mich Tiefgebeugte weinen!“ Wie theilnehmend ſehen wir ihre Thränen fließen! Wie fühlen wir es, daß ſich, wie ſie ihren Augen entſtrömen, auch die beängſtigende Laſt von ihrer Bruſt

löſt, und ſanfte Strahlen des Troſtes in das dunkle Geſchick ihres Daſeyns dringen! Dieß iſt die hohe Ruhe, die tragiſche Erhebung, die den letzten Gipfel des Kunſtwerks bildet, und unſre Gedanken vom Reiche dieſer Schmerzen, hinüber zu dem göttlichen, der ewigen Freude richtet. Daher kann kein Werk erhabener ſchließen, als dieſer zweite Akt der Iphigenia, — wenn er eben damit ſchlöſſe. Daß aber der Dichter nach der Arie noch einen Chor hinzufügt, indem Iphigenia Opfer für die Manen der Ihrigen bringt, das erkältet unſer warmes Gefühl ungemein, und das größte Opfer dabei müſſen Wahrheit und Kunſtſchönheit bringen. Das feierliche, prieſterliche Beſtattungsfeſt, wenn wir es ſo-nennen dürfen, eröffnete ſchicklicher den dritten Akt; mit der leichteſten, unweſentlichſten Veränderung einiger Worte hätte ſich dann der treffliche Fortgang des Ferneren angeſchloſſen. Denn, wenn gleich die letzten Akte nicht dieſe wunderbare Schönheit enthalten, wenn gleich ſie uns nicht ſo tief ergreifen können, ſo ſchreiten ſie doch, bis auf wenige Momente, höchſt künſtleriſch geordnet, im Drama vorwärts, und löſen ſich frei und natürlich, durch die der Oper ganz angemeſſene, unmittelbare Einwirkung der Göttin auf. — — Wir wollten nur einige Andeutungen über das Gedicht, dem Gluck ſeine herrlichen Kräfte gewidmet hat, geben, und ſchließen dieſe hiermit. So ſehr der Componiſt der Iphigenia anerkannt iſt, ſo wenig hat man bisher die Aufmerkſamkeit auf den Dichter gerichtet! Darum hielten wir es nicht für unangemeſſen, auch auf deſſen hohe Verdienſte aufmerkſam zu machen, in der That ſo hohe, daß wir bezweifeln, ob irgend Jemand unter den gleichen Verhältniſſen mehr zu leiſten vermocht hätte, oder vermöchte.

Wirkungen der Muſik.

Von Pythagoras erzählt Boethius, daß er einen jungen, von Wein erhitzten Menſchen, (im Begriff, aus Eiferſucht das Haus ſeiner Geliebten in Brand zu ſtecken) geſehen habe, den er bloß dadurch wieder vernünftig gemacht, daß er ihm eine ernſthaft ruhige Melodie (im ſpondäiſchen Zeitmaas), vorſpielen ließ.

Auf eben dieſe Weiſe hat nach Galenus eine Flötenſpielerin einige betrunkene Leute faſt raſend durch ihr Spiel gemacht, ſie aber dadurch wieder beſänftigt, daß ſie nach der Doriſchen Art ſpielte.

Zu Alexanders Zeiten lebten zwei berühmte Virtuoſen, Antigenides, und Timotheus, deren der erſtere auf ſeiner Flöte das Carmen harmatium ſo beweglich geſpielt haben ſoll, daß der König davon in Zorn gerieth, aufſprang, die Waffen ergriff, und an den Anweſenden faſt Gewalt ausübte.

Der andere wußte aber das Carmen orthium ſo rührend zu ſpielen, daß Alexander eben dieſe Bewegungen wieder fühlte, aber gleich wieder beſänftigt wurde, als der Künſtler etwas anders ſpielte.

Jener edle Römer, dem Auguſtus ſeine Gemahlin entriß, fiel aus Gram in eine Schlafloſigkeit, von der

er, wie man ſagt, bloß durch die Muſik geheilt werden konnte.

Zu Lacedämon entſtand einſt ein heftiger Aufruhr; das Orakel befahl, man ſollte, um ihn zu ſtillen, einen Sänger aus Lesbus holen laſſen. Terpander wurde geholt, und beſänftigte durch die Muſik die Gemüther.

Die Athenienſer hatten ein Geſetz gegeben, wodurch alle die zum Tode verdammt wurden, welche von Wiedereroberung der Inſel Salamis zu reden ſich unterſtünden. Allein Solon verſammlete das Volk, und bewegte durch das Abſingen einer gewiſſen Elegie die Gemüther ſeiner Mitbürger ſo ſehr, daß ſie dies Geſetz abſchafften, und ſich entſchloſſen die Inſel wieder zu erobern.

Plutarch bekennt von ſich ſelbſt, er ſey durch die Muſik ſo aufgebracht worden, daß er nach dem Gewehr gegriffen habe.

Empedokles hat einen unſinnigen Menſchen, durch ſeinen Geſang wieder zur Vernunft gebracht.*)

Kaiſer Theodoſius iſt gegen die Antiochener, als ſie ihre Supplik abſangen, zur Barmherzigkeit bewegt worden.

Doch finden wir nicht ſelbſt in der Schrift ſolche merkwürdige Beiſpiele ihrer Wirkungen?

War ſie nicht Herzerquickung für den leidenden David? „Ich gedenke des Nachts an mein Saitenſpiel!“

---

*) Was Burney zur Widerlegung, oder Erklärung einiger dieſer Beiſpiele ſagt, hat nicht viel auf ſich; er ſcheint allenfalls bloß die Hälfte der Wirkungen auf Rechnung der Muſik zu ſchreiben; die andere auf Rechnung der Poeſie, oder anderer Umſtände.

Aber was verlöhre die Muſik dabei?

Digitized by Google

Wenn David auf der Harfe ſpielte, verließ da nicht alsbald den ſtürmiſchen Saul der Teufel der üblen Laune? Erquickte er ſich nicht? Ward es da nicht beſſer mit ihm? wurde Eliſa nicht durch die Muſik in den höchſten Grad prophetiſcher Begeiſtrung geſetzt?

Auguſtinus hört den Biſchof zu Mailand Ambroſius ſingen. Er kann ſich der Thränen nicht enthalten; er fühlt die lebhafteſten Entſchließungen ſeiner Bekehrung.

König Erich in Dänemark hatte einen Virtuoſen an ſeinem Hof, welcher ſich frei rühmte, daß er durch ſeine Kunſt, traurig und fröhlich, ſanftmüthig und zornig machen könne; kaum hatte der König dieß gehört, ſo fühlte er Luſt, die Probe an ſich ſelbſt machen zu laſſen. Der Künſtler ſpielte, erweckte Traurigkeit, dann Freude — und endlich einen ſolchen Grimm bei dem König, daß er wie raſend wurde, von der herbei gerufenen Wache Etliche umbrachte, und hernach, als er wieder zu ſich ſelbſt kam, dieſe Thorheit zu bereuen, eine noch viel größere beging — durch ſeine Wallfahrt nach Jeruſalem.

Carl des IX. Gewiſſen, erwachte nur zu bald nach der Pariſer Bluthochzeit; ſchreckliche Träume quälten ihn. Er ſoll, wie man verſichert, ſeine nachmalige Ruhe hauptſächlich der Muſik zu danken gehabt haben.

Ein gewiſſer Doge zu Venedig, wurde durch einen Lauteniſten in ſolche heftige Gemüthsbewegungen geſetzt, daß er es nicht länger ausſtehen konnte, ſondern aufzuhören gebieten mußte!

Matheſon, gedenkt eines Frauenzimmers, das durch Erlernung des Claviers von unzüchtiger Liebe ſoll abgehalten worden ſeyn. Home erklärt in der Einleitung zu ſeiner Kritik, wie dieſes möglich ſey.

Als Rouſſeau die Salimbeni ſingen hörte, (ſagt er) bemächtigte ſich meiner allmählig, eine unbeſchreibliche Wolluſt. Bei jedem Wort ſtellte ſich ein Bild in meinem Geiſte, oder eine Empfindung in meinem Herzen dar. — Bei den glänzendſten Stellen verlor ſich bei mir die Vorſtellung von Muſik, Geſang und Nachahmung gänzlich. Ich glaubte die Stimme des Schmerzes, des Zorns, der Verzweiflung ſelbſt zu hören; ich dachte jammernde Mütter, betrogene Verliebte, raſende Tyrannen zu hören, und hatte Mühe, bei der großen Erſchütterung, die ich fühlte, auf meiner Stelle zu bleiben.

Stradella, ein berühmter Virtuos auf der Violine, aus Neapel, ließ ſich einſt zu Venedig hören. Er ſpielte außerordentlich, und ſeine Kunſt machte auf ein junges Frauenzimmer einen ſo lebhaften Eindruck, daß der Wunſch in ihrem Herzen entſtand, dieſen Tonkünſtler zu ihrem Gemahl zu haben. Stradella konnte ſich wohl vorſtellen, daß die Verwandten des Fräuleins Hinderniſſe in den Weg legen würden. Er beredete ſie alſo heimlich zur Flucht, und die Geliebte flog mit ihm nach Rom. Ihr Vormund, ein venetianiſcher Edelmann, äußerſt über dieſe Entführung aufgebracht, überredete einen jungen Cavalier, der ſchon früher um ſie gefreiet hatte, dem Flüchtling nachzuſetzen, und dieſen gemeinſchaftlichen Schimpf, durch Stradellas Ermordung zu rächen. Der junge Venetianer, durch ſeine eigene Leidenſchaft aufgebracht, kommt nach Rom, erkundigt ſich nach ſeinem Nebenbuhler, und hört, daß er an dem nämlichen Tag in einer Kirche ſpielen würde. Er begab ſich ungeſäumt dahin, mit dem feſten Entſchluß, hier die erſte Gelegenheit zu ſeiner grauſamen Rache zu nehmen. Nun hört er Stradella ſpielen; er wird beklommen, ſein

Digitized by Google

Herz ruhig und ſtill, ſeine Leidenſchaft legt ſich; er gewann den Zauberer lieb, und wendete Alles an, ihn vor den weitern Nachſtellungen des Vormunds ſicher zu ſtellen; er ſchrieb deßwegen ſelbſt an den Venetianer: Stradella wäre ſchon vor ſeiner Ankunft nach Rom abgereiſ't.

Eine gewiſſe Gräfin, fühlte in Glucks Iphigenie beim Geſang Agamemnons einen ſolchen Eindruck, daß ſie dreimal eine Bewegung machte, um dem unglücklichen Vater zu Hülfe zu kommen.

Ein gewiſſer Bergſchotte, Bedienter bei einem General, weinte, wie Burney erzählt, allemal, wenn er eine gewiſſe langſame ſchottiſche Melodie auf der Sackpfeife ſpielen hörte. Sein Herr, der General G., ſchlich ſich einſt des Nachts in ſeine Kammer, als er ſchon feſt ſchlief, und ſpielte dieſe Melodie ganz leiſe auf der Flöte, und der Menſch, ohne dabei aufzuwachen, weinte wie ein Kind.

Burneys Ueberſetzer verſichert, einen Muſikus gekannt zu haben, welcher allemal bis zu Thränen gerührt wurde, wenn er die Melodie: „O Gott du frommer Gott!“ auch ohne Worte, und einſtimmig ſingen, und ſpielen hörte.

Digitized by Google

Das merkwürdige muſikaliſche Leben des Tonkünſtlers Joſeph Berglinger.

Von Wackenroder.

In zwei Hauptſtücken.

Zweites Hauptſtück.

(Schluß.)

Ich kehre zu meinem Joſeph zurück, wie er, mehrere Jahre, nachdem wir ihn verlaſſen haben, in der biſchöflichen Reſidenz Kapellmeiſter geworden iſt, und in großem Glanze lebt. Sein Anverwandter, der ihn ſehr wohl aufgenommen hatte, war der Schöpfer ſeines Glücks geworden, und hatte ihm den gründlichſten Unterricht in der Tonkunſt geben laſſen, auch den Vater über den Schritt Joſephs nach und nach ziemlich beruhigt. Durch den lebhafteſten Eifer hatte Joſeph ſich empor gearbeitet, und war endlich auf die höchſte Stufe des Glücks, die er nur je hatte erwünſchen können, gelangt.

Allein die Dinge der Welt verändern ſich vor unſern Augen. Er ſchrieb mir einſt, wie er ein paar Jahre Kapellmeiſter geweſen war, folgenden Brief:

„Lieber Pater!“

„Es iſt ein elendes Leben, das ich führe: — je mehr Ihr mich tröſten wollt, deſto bitterer fühl' ich es.“

„Wenn ich an die Träume meiner Jugend zurückdenke, — wie ich in dieſen Träumen ſo ſelig war! — Ich meinte, ich wollte in einem fort umher phantaſieren, und mein volles Herz in Kunſtwerken auslaſſen, — aber wie fremd und herbe kamen mir gleich die erſten Lehrjahre an! Wie war mir zu Muth, als ich hinter den Vorhang trat! Daß alle Melodieen, (hatten ſie auch die heterogenſten und oft die wunderbarſten Empfindungen in mir erzeugt,) alle ſich nun auf einem einzigen, zwingenden mathematiſchen Geſetze gründeten! Daß ich, ſtatt frei zu fliegen, erſt lernen mußte, in dem unbehülflichen Gerüſt und Käfig der Kunſtgrammatik herum zu klettern! Wie ich mich quälen mußte, erſt mit dem gemeinen wiſſenſchaftlichen Maſchinen-Verſtande ein regelrechtes Ding heraus zu bringen, eh' ich dran denken konnte, mein Gefühl mit den Tönen zu handhaben! — Es war eine mühſelige Mechanik! — Doch wenn auch! Ich hatte noch jugendliche Spannkraft, und hoffte und hoffte auf die herrliche Zukunft! Und nun? — Die prächtige Zukunft iſt eine jämmerliche Gegenwart geworden." —

„Was ich als Knabe in dem großen Concertſaal für glückliche Stunden genoß! Wenn ich ſtill und unbemerkt im Winkel ſaß, und all' die Pracht und Herrlichkeit mich bezauberte, und ich ſo ſehnlich wünſchte, daß ſich doch einſt um meiner Werke willen dieſe Zuhörer verſammeln, ihr Gefühl mir hingeben möchten! — Nun ſitz' ich gar oft in eben dieſem Saal, und führe auch meine Werke auf; aber es iſt mir wahrlich ſehr anders zu Muthe. — Daß ich mir einbilden konnte, dieſe in Gold und Seide ſtolzierende Zuhörerſchaft käme zuſammen, um ein Kunſtwerk zu genießen, um ihr Herz

zu erwärmen, ihre Empfindung dem Künſtler darzubringen! Können doch dieſe Seelen ſelbſt in dem majeſtätiſchen Dom, am heiligſten Feiertage, indem alles Große und Schöne, was Kunſt und Religion nur hat, mit Gewalt auf ſie eindringt, können ſie dann nicht einmal erhitzt werden, und ſie ſollten's im Concertſaal? — Die Empfindung und der Sinn für Kunſt ſind aus der Mode gekommen und unanſtändig geworden; — bei einem Kunſtwerke zu empfinden, wäre gerade eben ſo fremd und lächerlich, als in einer Geſellſchaft auf einmal in Verſen und Reimen zu reden, wenn man ſich ſonſt im ganzen Leben mit vernünftiger und gemein-verſtändlicher Proſa behilft. Und für dieſe Seelen arbeit' ich meinen Geiſt ab? Für dieſe erhitz' ich mich, es ſo zu machen, daß man dabei was ſoll empfinden können! Das iſt die hohe Beſtimmung, wozu ich geboren zu ſeyn glaubte!"

„Und wenn mich einmal irgend einer, der eine Art von halber Empfindung hat, loben will, und kritiſch rühmt, und mir kritiſche Fragen vorlegt, — ſo möcht' ich ihn immer bitten, daß er ſich doch nicht ſo viel Mühe geben möchte, das Empfinden aus den Büchern zu lernen. Der Himmel weiß wie es iſt, — wenn ich eben eine Muſik, oder ſonſt irgend ein Kunſtwerk, das mich entzückt, genoſſen habe, und mein ganzes Weſen voll davon iſt, da möcht' ich mein Gefühl gern mit *einem* Striche auf eine Tafel hinmalen, wenn's eine Farbe nur ausdrücken könnte. — Es iſt mir nicht möglich mit künſtlichen Worten zu rühmen, ich kann nichts Kluges herausbringen." —

„Freilich iſt der Gedanke ein wenig tröſtend, daß vielleicht in irgend einem kleinen Winkel von Deutſchland, wohin dieß oder jenes von meiner Hand, wenn

Digitized by Google

auch lange nach meinem Tode, einmal hinkommt, ein oder der andere Menſch lebt, in den der Himmel eine ſolche Sympathie zu meiner Seele gelegt hat, daß er aus meinen Melodieen grade das herausfühlt, was ich beim Niederſchreiben empfand, und was ich ſo gern hineinlegen wollte. Eine ſchöne Idee, womit man ſich eine Zeitlang wohl angenehm täuſchen kann!“ —

„Allein das allerabſcheulichſte ſind noch alle die andern Verhältniſſe, worin der Künſtler eingeſtrickt wird. Von allen dem ekelhaften Neid und hämiſchen Weſen, von allen den widrig-kleinlichen Sitten und Begegnungen, von aller der Subordination der Kunſt unter den Willen des Hofes; — es widerſteht mir ein Wort davon zu reden, — es iſt Alles ſo unwürdig und die menſchliche Seele ſo erniedrigend, daß ich nicht eine Sylbe davon über die Zunge bringen kann. Ein dreifaches Unglück für die Muſik, daß bei dieſer Kunſt grade ſo eine Menge Hände nöthig ſind, damit das Werk nur exiſtirt! Ich ſammle und erhebe meine ganze Seele, um ein großes Werk zu Stande zu bringen; — und hundert empfindungsloſe und leere Köpfe reden mit ein, und verlangen dieſes und jenes.“

„Ich gedachte in meiner Jugend dem irdiſchen Jammer zu entfliehen, und bin nun erſt recht in den Schlamm hineingerathen. Es iſt wohl leider gewiß; wir können mit aller Anſtrengung unſrer geiſtigen Fittiche der Erde nicht entkommen; ſie zieht uns mit Gewalt zurück, und wir fallen wieder unter den gemeinſten Haufen der Menſchen.“ —

„Es ſind bedauernswürdige Künſtler, die ich um mich herum ſehe. Auch die edelſten ſo kleinlich, daß ſie ſich vor Aufgeblaſenheit nicht zu laſſen wiſſen, wenn ihr

Werk einmal ein allgemeines Lieblingsſtück geworden iſt. — Lieber Himmel! ſind wir denn nicht die eine Hälfte unſers Verdienſtes der Göttlichkeit der Kunſt, der ewigen Harmonie der Natur, und die andere Hälfte dem gütigen Schöpfer, der uns dieſen Schatz anzuwenden Fähigkeit gab, ſchuldig? Alle tauſendfältigen lieblichen Melodieen, welche die mannigfachſten Regungen in uns hervorbringen, ſind ſie nicht aus dem einzigen wundervollen Dreiklang entſproſſen, den die Natur von Ewigkeit her gegründet hat? Die wehmuthsvollen, halb ſüßen und halb ſchmerzlichen Empfindungen, welche die Muſik uns einflößt, wir wiſſen nicht wie, was ſind ſie denn anders, als die geheimnißvolle Wirkung des wechſelnden Dur und Moll? Und müſſen wir's nicht dem Schöpfer danken, wenn er uns nun gerade das Geſchick gegeben hat, dieſe Töne, denen von Anfang her eine Sympathie zur menſchlichen Seele verliehen iſt, ſo zuſammenzuſetzen, daß ſie das Herz rühren? — Wahrhaftig, die **Kunſt** iſt es, was man verehren muß, nicht den Künſtler; — der iſt nichts mehr als ein ſchwaches Werkzeug."

„Ihr ſeht, daß mein Eifer und meine Liebe für die Muſik nicht ſchwächer iſt, als ſonſt. Nur eben darum bin ich ſo unglücklich in dieſem — — doch ich will's laſſen, und Euch mit der Beſchreibung von all' dem widrigen Weſen um mich herum, nicht verdrießlich machen. Genug, ich lebe in einer ſehr unreinen Luſt. Wie weit idealiſcher lebte ich damals, da ich in unbefangener Jugend und ſtiller Einſamkeit die Kunſt noch bloß **genoß**, als jetzt, da ich ſie im blendendſten Glanze der Welt, und von lauter ſeidenen Kleidern, lauter Sternen und Kreuzen, lauter kultivirten und geſchmackvollen Menſchen umgeben, ausübe! — Was ich möchte? — Ich möchte

all' dieſe Kultur im Stiche laſſen, und mich zu dem ſimpeln Schweizerhirten in's Gebirge hinflüchten, und ſeine Alpenlieder, wonach er überall das Heimweh bekommt, mit ihm ſpielen." — — —

Aus dieſem fragmentariſch-geſchriebenen Briefe iſt der Zuſtand, worin Joſeph ſich in ſeiner Lage befand, zum Theil zu erſehen. Er fühlte ſich verlaſſen und einſam unter dem Geſumme ſo vieler unharmoniſchen Seelen um ihn her; — ſeine Kunſt ward tief entwürdigt dadurch, daß ſie auf keinen Einzigen, ſo viel er wußte, einen lebhaften Eindruck machte, da ſie ihm doch nur dazu gemacht ſchien, das menſchliche Herz zu rühren. In manchen trüben Stunden verzweifelte er ganz, und dachte: „Was iſt die Kunſt ſo ſeltſam und ſonderbar! Hat ſie denn nur für mich allein ſo geheimnißvolle Kraft, und iſt für alle andere Menſchen nur Beluſtigung der Sinne und angenehmer Zeitvertreib? Was iſt ſie denn wirklich und in der That, wenn ſie für alle Menſchen Nichts iſt, und für mich allein nur Etwas? Iſt es nicht die unglückſeligſte Idee, dieſe Kunſt zu ſeinem ganzen Zweck und Hauptgeſchäft zu machen, und ſich von ihren großen Wirkungen auf die menſchlichen Gemüther tauſend ſchöne Dinge einzubilden? Von dieſer Kunſt, die im wirklichen irdiſchen Leben keine andre Rolle ſpielt, als Kartenſpiel oder jeder andere Zeitvertreib?"

Wenn er auf ſolche Gedanken kam, ſo dünkte er ſich der größte Phantaſt geweſen zu ſein, daß er ſo ſehr geſtrebt hatte, ein ausübender Künſtler für die Welt zu werden. Er gerieth auf die Idee, ein Künſtler müſſe nur für ſich allein, zu ſeiner eignen Herzenserhebung, und für einen oder ein paar Menſchen, die ihn verſte-

hen, Künſtler ſein. Und ich kann dieſe Idee nicht ganz unrecht nennen. —

Aber ich will das Uebrige von meines Joſephs Leben kurz zuſammen faſſen, denn die Erinnerungen daran werden mir ſehr traurig.

Mehrere Jahre lebte er als Kapellmeiſter ſo fort, und ſeine Mißmüthigkeit, und das unbehagliche Bewußtſeyn, daß er mit allem ſeinen tiefen Gefühl und ſeinem innigen Kunſtſinn für die Welt nichts nütze, und weit weniger wirkſam ſey, als jeder Handwerksmann, — nahm immer mehr zu. Oft dachte er mit Wehmuth an den reinen, idealiſchen Enthuſiasmus ſeiner Knabenzeit zurück, und daneben an ſeinen Vater, wie er ſich Mühe gegeben hatte, ihn zu einem Arzte zu erziehen, daß er das Elend der Menſchen mindern, Unglückliche heilen, und ſo der Welt nützen ſollte. „Vielleicht wär's beſſer geweſen,“ dachte er in manchen Stunden.

Sein Vater war indeß bei ſeinem Alter ſehr ſchwach geworden. Joſeph ſchrieb immer ſeiner älteſten Schweſter, und ſchickte ihr zum Unterhalt für den Vater. Ihn ſelber zu beſuchen konnte er nicht übers Herz bringen; er fühlte, daß es ihm unmöglich war. Er ward trübſinniger; — ſein Leben neigte ſich hinunter.

Einſt hatte er eine neue ſchöne Muſik von ſeiner Hand im Concertſaal aufgeführt; es ſchien das erſtemal, daß er auf die Herzen der Zuhörer etwas gewirkt hatte. Ein allgemeines Erſtaunen, ein ſtiller Beifall, welcher weit ſchöner, als ein lauter iſt, erfreute ihn mit der Idee, daß er vielleicht dießmal ſeine Kunſt würdig ausgeübt hätte; er faßte wieder Muth zu neuer Arbeit. Als er hinaus auf die Straße kam, ſchlich ein ſehr armſelig gekleidetes Mädchen an ihn heran, und wollte ihn

Digitized by Google

ſprechen. Er wußte nicht, was er ſagen ſollte; er ſah ſie an, — Gott! rief er, — es war ſeine jüngſte Schweſter im elendeſten Aufzuge. Sie war von Hauſe zu Fuß hergelaufen, um ihm die Nachricht zu bringen, daß ſein Vater todtkrank niederliege, und ihn vor ſeinem Ende ſehr dringend noch einmal zu ſprechen verlange. Da war wieder aller Geſang in ſeinem Buſen zerriſſen; in dumpfer Betäubung machte er ſich fertig, und reiſte eilig nach ſeiner Vaterſtadt.

Die Scenen, die am Todbette ſeines Vaters vorfielen, will ich nicht ſchildern. Man glaube nicht, daß es zu weitläuftigen und wehmüthigen gegenſeitigen Erörterungen kam; ſie verſtanden ſich ohne viele Worte ſehr inniglich; — wie denn darin überhaupt die Natur unſerer recht zu ſpotten ſcheinet, daß die Menſchen ſich erſt in ſolchen kritiſchen letzten Augenblicken recht verſtehen. Dennoch ward Joſeph von Allem bis ins Innerſte zerriſſen. Seine Geſchwiſter waren im betrübteſten Zuſtande; zwei davon hatten ſchlecht gelebt, und waren entlaufen; die älteſte, der er immer Geld ſchickte, hatte das Meiſte verthan, und den Vater darben laſſen; dieſen ſah er endlich vor ſeinen Augen elendiglich ſterben; ach! es war entſetzlich, wie ſein armes Herz durch und durch verwundet und zerſtochen ward! Er ſorgte für ſeine Geſchwiſter ſo gut er konnte, und kehrte zurück, weil ihn Geſchäfte abriefen.

Er ſollte zu dem bevorſtehenden Oſterfeſt eine neue Paſſionsmuſik machen, auf welche ſeine neidiſchen Nebenbuhler ſehr begierig waren. Helle Ströme von Thränen brachen ihm aber hervor, ſo oft er ſich zur Arbeit niederſetzen wollte, er konnte ſich vor ſeinem zerriſſenen Herzen nicht erretten. Er lag tief darniedergedrückt und

vergraben unter den Schlacken dieſer Erde. Endlich riß er ſich mit Gewalt auf, und ſtreckte mit dem heißeſten Verlangen die Arme zum Himmel empor; er füllte ſeinen Geiſt mit der höchſten Poeſie, mit lautem, jauchzendem Geſange an, und ſchrieb in einer wunderbaren Begeiſterung, aber immer unter heftigen Gemüthsbewegungen, eine Paſſionsmuſik nieder, die mit ihren durchdringenden, und alle Schmerzen des Leidens in ſich faſſenden Melodieen, ewig ein Meiſterſtück bleiben wird. Seine Seele war wie ein Kranker, der in einem wunderbaren Paroxismus größere Stärke als ein Geſunder zeigt.

Aber nachdem er das Oratorium am heiligen Tage im Dom mit der heftigſten Anſpannung und Erhitzung aufgeführt hatte, fühlte er ſich ganz matt und erſchlafft. Eine Nervenſchwäche befiel, gleich einem böſen Thau, alle ſeine Fibern; — er kränkelte eine Zeitlang hin, und ſtarb nicht lange darauf, in der Blüthe ſeiner Jahre. — —

Manche Thräne hab' ich ihm geſchenkt, und es iſt mir ſeltſam zu Muth, wenn ich ſein Leben überſehe. Warum wollte der Himmel, daß ſein ganzes Leben hindurch der Kampf zwiſchen ſeinem ätheriſchen Enthuſiasmus und dem niedrigen Elend dieſer Erde ihn ſo unglücklich machen, und endlich ſein doppeltes Weſen von Geiſt und Leib ganz von einanderreißen ſollte?

Wir begreifen die Wege des Himmels nicht. — Aber laßt uns wiederum die Mannigfaltigkeit der erhabenen Geiſter bewundern, welche der Himmel zum Dienſte der Kunſt auf die Welt geſetzt hat.

Ein Raphael brachte in aller Unſchuld und Unbefangenheit die allergeiſtreichſten Werke hervor, worin wir den ganzen Himmel ſehn; — ein Guido Reni, der ein

Digitized by Google

ſo wildes Spielerleben führte, ſchuf die ſanfteſten und heiligſten Bilder; — ein Albrecht Dürer, ein ſchlichter nürnbergiſcher Bürgersmann, verfertigte in eben der Zelle, worin ſein böſes Weib täglich mit ihm zankte, mit emſigem, mechaniſchem Fleiße gar ſeelenvolle Kunſtwerke; — und Joſeph, in deſſen harmoniſchen Werken ſo geheimnißvolle Schönheit liegt, war verſchieden von dieſen Allen!

Ach! daß eben ſeine hohe Phantaſie es ſeyn mußte, die ihn aufrieb! — Soll ich ſagen, daß er vielleicht mehr dazu geſchaffen war, Kunſt zu genießen, als auszuüben? — Sind diejenigen vielleicht glücklicher gebildet, in denen die Kunſt ſtill und heimlich wie ein verhüllter Genius arbeitet, und ſie in ihrem Handeln auf Erden nicht ſtört? Und muß der Immerbegeiſterte ſeine hohen Phantaſieen doch auch vielleicht als einen feſten Einſchlag kühn und ſtark in dieſes irdiſche Leben einweben, wenn er ein ächter Künſtler ſeyn will? — Ja, iſt dieſe unbegreifliche Schöpfungskraft nicht etwa überhaupt ganz etwas Anderes, und — wie mir jetzt erſcheint — etwas noch Wundervolleres, noch Göttlicheres, als die Kraft der Phantaſie?

Der Kunſtgeiſt iſt und bleibt dem Menſchen ein ewiges Geheimniß, wobei er ſchwindelt, wenn er die Tiefen deſſelben ergründen will; — aber auch ewig ein Gegenſtand der höchſten Bewunderung; wie denn dieß von allem Großen in der Welt zu ſagen iſt. — —

Digitized by Google

Noch etwas über Mozarts Requiem.

Die bekannte Beſtellungsgeſchichte des **Requiem's** ſoll ſich folgendermaßen verhalten: Graf Wallſegg hatte durch ſeinen Verwalter Leutgeb von Shotwien bei Mozart das Requiem beſtellen laſſen, um es hernach für ſeine Compoſition auszugeben. Dieß ſoll auch geſchehen und bei Beerdigung ſeiner Frau Gemahlin, der Gräfin Wallſegg, geb. von Flamming, aufgeführt worden ſein. Mozart, der dieß vermuthen mußte, ſetzte es aus ſeinen Jugendarbeiten zuſammen und machte nur die Introduction neu dazu. Aus der Partiturausgabe bei André in Offenbach a. M., nach Mozarts und Süßmayers Handſchrift berichtigt, ergibt ſich, daß von den 5 Haupttheilen wahrſcheinlich das Requiem und Kyrie Mozart'ſche Stücke, aber noch aus frühern Zeiten herrührende und zuverläſſig ſich noch von 1784 her datirende Arbeiten ſind. Von Nr. 2 Dies irae, hat Mozart nur den Entwurf hinterlaſſen, den Süßmayer beendigte. Nr. 3 „**Tuba** mirum" hat Süßmayer nur bis zum 18. Takte gefunden, und das Folgende hinzugeſetzt, und aus dem Poſaunenſolo nachher ein Fagottſolo gemacht. Rex, — recordare, confutatis iſt von Süßmayer, letztes vom 17. Takte Mozarts Arbeit. Von Mozart iſt dann noch das Lacrymosa, dieſes jedoch nur bis zum

8. Takte. Hier iſt aber das Ende der Mozart'ſchen Arbeit am beſtellten Requiem, indem vom 9. Takte dieſer Nr. an Süßmayers eigene Arbeit anfängt. Mozart hat wahrſcheinlich keine Abſchrift behalten, wenn er es, wie auch behauptet wird, wirklich fortgeſchickt haben ſoll, und Süßmayer hat nach ſeinem Tode dieſe Skizzen gefunden, vollendet, und das Ganze mit der bekannten Entſtehungs- und Beſtellungsgeſchichte beglaubigt unter Mozarts Namen herausgegeben. Wir haben alſo nicht das ächte Mozart'ſche Requiem, das noch im Beſitz der Kapelle jenes Grafen ſein ſoll, ſondern ein verfälſchtes und unächtes. (Man leſe darüber Cäcilia 23s Heft und die vorhergehenden Hefte.) —

Anekdoten.

Ein Bauer ſah dem Klavierſpieler Kube erſtaunt zu, als dieſer auf einem Pianoforte ſpielte, und berührte, als dieſer geendet, eine Taſte. Er ſchlug etwas unſanft auf, und die Taſte gab ſtark an. „Ei!" rief der Bauer, da er dieſen Ton hörte, „das hab' ich nicht gewußt, daß ich auch ſpielen kann!"

Etwas über Gluck.

Gluck, eins der größten muſikaliſchen Genies, das nur von Mozart an Reichthum der Ideen und Ueppigkeit der Harmonie überboten wird, ſteht als Reformator der dramatiſchen Muſik, in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, gleich einem Felſen in der umwogenden Brandung neuerer Tonformen da. Unter allen Tonſetzern, die vor und nach ihm gelebt haben, iſt er durch edle Einfachheit, durch antike Recitation, durch Schärfe der Bezeichnung, wie durch eine unerreichte Gewalt über den Rhythmus der Sprache, den Anforderungen der muſikaliſchen Tragödie am Nächſten gekommen. Daher auch jene Einheit, die, immer das Ganze im Auge behaltend, ſich nicht darin gefällt, den natürlichen Gang des Recitativs, und den lebhafteren des Dialoges durch ſchneidende Abſprünge auf Arien, Duetten u. ſ. w. zu ſtören. Daher jene abſichtliche Gleichförmigkeit des Ausdrucks, jene an ſcheinbare Monotonie ſogar grenzende Durchſichtigkeit, die nur dann dem Eintritte des arioſen Cantabile und der markirteren Darſtellungsweiſe Raum geſtatten, wenn das Gefühl entſchiedener durchleuchtet, oder Situation und Charaktere auffallend wechſeln.

Schon iſt mehr ein bedeutender Zeitraum ſeit jener Aufſehen erregenden Epoche vorüber gegangen, und noch — wie damals die Gluckiſten und Picciniſten — ſtehen ſich bis auf den heutigen Tag, die verſchieden-

artigſten Tendenzen in der Behandlung eines Operntextes ſchroff gegenüber. Dort der ſtrenge Verfechter des Wortausdrucks und der Situations-Malerei, hier die gefälligere, aber Wahrheit verletzende Form ſüdlicher Darſtellung; — es iſt, wie Schiller ſagt: „der ewige Kampf des Stoffes mit der Form;“ aus welchem übrigens die ſchwankende Gegenwart bei alledem Nutzen ziehen könnte, würde nur, wie dieß leider ſo ſelten der Fall, in jeder Gattung, das eigenthümlich Schöne derſelben erſchöpfend, auch immer das Beſte geleiſtet. —

Die Pariſer hatten damals Recht, als ſie von Iphigenie ſagten: „Dieſe Muſik enthalte antiken Schmerz, griechiſche Thränen und jungfräuliche Friſchheit. Es iſt wirklich, als ob aus den Wehelauten dieſer veredelten Klage, als ob aus den einfach-großen Recitativen der Geiſt jenes zum Geſange potenzirten Rede-Ausdrucks uns anwehte, der im Alterthum das Weſen der griechiſchen Tragödie auf der Bühne belebte.

Gluck's Recitative machen zur erſten Grundbedingung: einfachen rein deklamatoriſchen Vortrag, der ſich nur bei gewichtigeren Perioden, den Worten analog, entweder durch viel ſchärfere Akcentuirung, oder durch Ausziehen des Tones über den gewöhnlichen Gang erheben darf. Seine Melodieen müſſen feſt, klar und ſtreng im Takt, wie ein die Worte eng umwindendes Silberband gegeben werden; — zu große Nüancirung ſtört den einfachen Adel derſelben; zu kleine könnte leicht zur Einförmigkeit führen. Jedenfalls muß ganz vollkommene Beherrſchung der Stimme vorhanden ſeyn. —

Digitized by Google

Der Muſikfeind.

Von Hoffmann.

Es iſt wohl etwas Herrliches, ſo durch und durch muſikaliſch zu ſeyn, daß man, wie mit beſonderer Kraft ausgerüſtet, die größten muſikaliſchen Maſſen, die die Meiſter mit einer unzähligen Menge Noten und Töne der verſchiedenſten Inſtrumente aufgebaut, leicht und luſtig handhabt, indem man ſie, ohne ſonderliche Gemüthsbewegung, ohne die ſchmerzhaften Stöße des leidenſchaftlichen Entzückens, der herzzerreißenden Wehmuth zu ſpüren, in Sinn und Gedanken aufnimmt. — Wie hoch kann man ſich dann auch über die Virtuoſität der Spieler im Innern erfreuen, ja, dieſe Freude, die von Innen herausſtrebt, recht laut werden laſſen, ohne alle Gefahr! An die Glückſeligkeit, ſelbſt ein Virtuos zu ſeyn, will ich gar nicht denken; denn noch viel tiefer wird dann mein Schmerz, daß mir aller Sinn für Muſik ſo ganz und gar abgeht, woher denn auch meine unbeſchreibliche Unbeholfenheit in der Ausübung dieſer herrlichen Kunſt, die ich leider von Kindheit auf gezeigt, rühren mag. — Mein Vater war gewiß ein tüchtiger Muſikus; er ſpielte fleißig auf einem großen Flügel, oft bis in die ſpäte Nacht hinein, und wenn es einmal ein

Concert in unſerm Hauſe gab, dann ſpielte er ſehr lange Stücke, wozu ihn die Andern auf Violinen, Bäſſen, auch wohl Flöten und Waldhörnern, ganz wenig begleiteten. Wenn ſolch ein langes Stück endlich heraus war, dann ſchrieen Alle ſehr und riefen: „Bravo, Bravo! welch ein ſchönes Concert! wie fertig, wie rund geſpielt!“ und nannten mit Ehrfurcht den Namen Emanuel Bach! — Der Vater hatte aber ſo viel hinter einander gehämmert und gebrauſet, daß es mir immer vorkam, als ſey das wohl kaum Muſik, worunter ich mir ſo recht ans Herz gehende Melodien dachte, ſondern er thue dieß nur zum Spaß, und die Andern hätten auch wieder ihren Spaß daran. — Ich war bei ſolchen Gelegenheiten immer in mein Sonntagsröckchen geknöpft, und mußte auf einem hohen Stuhle neben der Mutter ſitzen und zuhören, ohne mich viel zu regen und zu bewegen. Die Zeit wurde mir entſetzlich lang, und ich hätte wohl gar nicht ausdauern können, wenn ich mich nicht an den beſonderen Grimaſſen und komiſchen Bewegungen der Spieler ergötzt hätte. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines alten Advokaten, der immer dicht bei meinem Vater die Geige ſpielte, und von dem ſie immer ſagten, er wäre ein ganz übertriebener Enthuſiaſt, und die Muſik mache ihn bald verrückt, ſo daß er in der wahnſinnigen Exaltation, zu der ihn Emanuel Bachs, oder Wolfs, oder Benda's Genius hinaufſchraube, weder rein greife, noch Takt halte. — Mir ſteht der Mann noch ganz vor Augen. Er trug einen pflaumfarbenen Rock mit goldbeſponnenen Knöpfen, einen kleinen ſilbernen Degen und eine röthliche, nur wenig gepuderte Perücke, an der hinten ein kleiner runder Haarbeutel hing. Er hatte einen unbeſchreiblichen komiſchen Ernſt in Allem, was er begann.

Ad opus! pflegte er zu rufen, wenn der Vater die Muſikblätter auf die Pulte vertheilte. Dann ergriff er mit der rechten Hand die Geige, mit der linken aber die Perücke, die er abnahm und an einen Nagel hing. Nun hob er an, ſich immer mehr und mehr übers Blatt beugend, zu arbeiten, daß die rothen Augen glänzend heraustraten und Schweißtropfen auf der Stirn ſtanden. Es geſchah ihm zuweilen, daß er früher fertig wurde, als die Uebrigen, worüber er ſich denn nicht wenig wunderte und die Andern ganz böſe anſchaute. Oft war mir es auch, als brächte er Töne heraus, denen ähnlich, die Nachbars Peter, mit naturhiſtoriſchem Sinn die verborgenen muſikaliſchen Talente der Katzen erforſchend, unſerm Hauskater ablockte, durch ſchickliches Einklemmen des Schwanzes und ſonſt: weßhalb er zuweilen von dem Vater etwas geprügelt wurde — (nämlich der Peter). — Kurz, der pflaumfarbene Advokat — er hieß Muſewius — hielt mich ganz für die Pein des Stillſitzens ſchadlos, indem ich mich an ſeinen Grimaſſen, an ſeinen komiſchen Seitenſprüngen, ja wohl gar an ſeinem Quinkeliren höchlich ergötzte. — Einmal machte er doch eine vollkommene Störung in der Muſik, ſo daß mein Vater vom Flügel aufſprang, und Alle auf ihn zuſtürzten, einen böſen Zufall, der ihn ergriffen, befürchtend. Er fing nämlich an, erſt etwas Weniges mit dem Kopfe zu ſchütteln, dann aber, in einem fortſteigenden Creszendo, immer ſtärker und ſtärker den Kopf hin und her zu werfen, wozu er gräßlich mit dem Bogen über die Saiten hin und her fuhr, mit der Zunge ſchnalzte und mit dem Fuße ſtampfte. Es war aber nichts, als eine kleine feindſelige Fliege, die hatte ihn, mit beharrlichem

Eigenſinn in demſelben Kreiſe bleibend, umſummt, und ſich, tauſendmal verjagt, immer wieder auf die Naſe geſetzt. Das hatte ihn in wilde Verzweiflung geſtürzt. — Manchmal geſchah es, daß die Schweſter meiner Mutter eine Arie ſang. Ach, wie freute ich mich immer darauf! Ich liebte ſie ſehr; ſie gab ſich viel mit mir ab, und ſang mir oft mit ihrer ſchönen Stimme, die ſo recht in mein Innerſtes drang, eine Menge herrlicher Lieder vor, die ich ſo in Sinn und Gedanken trage, daß ich ſie noch für mich leiſe zu ſingen vermag. — Es war immer etwas Feierliches, wenn meine Tante die Stimmen der Arien von Haſſe, oder von Tractta, oder ſonſt einem Meiſter, auflegte; der Advokat durfte nicht mitſpielen. Schon wenn ſie die Einleitung ſpielten und meine Tante noch nicht angefangen zu ſingen, klopfte mir das Herz, und ein ganz wunderbares Gefühl von Luſt und Wehmuth durchdrang mich, ſo daß ich mich kaum zu faſſen wußte. Aber kaum hatte die Tante einen Satz geſungen, ſo fing ich an bitterlich zu weinen, und wurde unter heftigen Scheltworten meines Vaters zum Saal hinausgebracht. Oft ſtritt ſich mein Vater mit der Tante, weil Letztere behauptete, mein Betragen rühre keineswegs davon her, daß mich die Muſik auf unangenehme, auf widrige Weiſe afficire, ſondern vielmehr von der übergroßen Reizbarkeit meines Gemüthes; dagegen mich der Vater geradezu einen dummen Jungen ſchalt, der aus Unluſt heulen müſſe, wie ein antimuſikaliſcher Hund. — Einen vorzüglichen Grund, nicht allein mich zu vertheidigen, ſondern auch ſogar mir einen tief verborgenen muſikaliſchen Sinn zuzuſchreiben, nahm meine Tante aus dem Umſtande her, daß ich oft, wenn der Vater zufällig den Flügel nicht zugeſchloſſen, mich ſtundenlang damit

ergötzen konnte, allerlei wohlklingende Akkorde aufzuſuchen und anzuſchlagen. Hatte ich nun mit beiden Händen drei, vier, ja wohl ſechs Tangenten gefunden, die, auf einmal niedergedrückt, einen gar wunderbaren, lieblichen Zuſammenklang hören ließen, dann wurde ich nicht müde, ſie anzuſchlagen und austönen zu laſſen. Ich legte den Kopf ſeitwärts auf den Deckel des Inſtruments; ich drückte die Augen zu; ich war in einer andern Welt; aber zuletzt mußte ich wieder bitterlich weinen, ohne zu wiſſen, ob vor Luſt oder vor Schmerz. Meine Tante hatte mich oft belauſcht und ihre Freude daran gehabt, wogegen mein Vater darin nur kindiſche Poſſen fand. Ueberhaupt ſchienen ſie, ſo wie über mich, auch rückſichtlich anderer Gegenſtände, vorzüglich der Muſik, ganz uneins zu ſein, indem meine Tante oft an muſikaliſchen Stücken, vorzüglich, wenn ſie von italieniſchen Meiſtern ganz einfach und prunklos componirt waren, ein großes Wohlgefallen fand; mein Vater aber, der ein heftiger Mann war, dergleichen Muſik ein Dudeldumdei nannte, das den Verſtand nie beſchäftigen könne. Mein Vater ſprach immer vom Verſtande, meine Tante immer von Gefühl. — Endlich ſetzte ſie es doch durch, daß mein Vater mich durch einen alten Kantor, der in den Familienconcerten gewöhnlich die Violine ſtrich, im Klavierſpielen unterrichten ließ. Aber, du lieber Himmel, da zeigte es ſich denn bald, daß die Tante mir viel zu viel zugetraut, der Vater dagegen recht hatte. An Taktgefühl, ſo wie am Auffaſſen einer Melodie, fehlte es mir, wie der Kantor behauptete, keineswegs; aber meine grenzenloſe Unbehülflichkeit verdarb Alles. Sollte ich ein Uebungsſtück für mich exerciren, und ſetzte mich mit dem beſten Vorſatz, recht fleißig zu

ſeyn, an das Klavier, ſo verfiel ich unwillkürlich bald in jene Spielerei des Akkordſuchens, und ſo kam ich nicht weiter. Mit vieler, unſäglicher Mühe hatte ich mich durch mehrere Tonarten durchgearbeitet, bis zu der verzweifelten, die vier Kreuze vorgezeichnet hat, und, wie ich jetzt noch ganz beſtimmt weiß, Edur genannt wird. Ueber dem Stück ſtand mit großen Buchſtaben: Scherzando Presto, und als der Kantor es mir vorſpielte, hatte es ſo was Hüpfendes, Springendes, das mir ſehr mißfiel. Ach, wie viel Thränen, wie viel ermunternde Püffe des unſeligen Kantors koſtete mich das verdammte Presto! Endlich kam der für mich ſchreckliche Tag heran, an dem ich dem Vater und den muſikaliſchen Freunden meine erworbenen Kenntniſſe produciren, Alles, was ich gelernt, vorſpielen ſollte. Ich konnte Alles gut, bis auf das ſchreckliche E — dur — Presto. Da ſetzte ich mich Abends vorher in einer Art von Verzweiflung ans Klavier, um, koſte es was es wolle, fehlerfrei jenes Stück einzuſpielen. Ich wußte ſelbſt nicht, wie es zuging, daß ich das Stück gerade auf den Tangenten, die denen, welche ich aufſchlagen ſollte, rechts zunächſt lagen, zu ſpielen verſuchte; es gelang mir, das ganze Stück war leichter geworden, und ich verfehlte keine Note, nur auf andern Tangenten, und mir kam es vor, als klänge das Stück ſogar viel beſſer, als ſo, wie es mir der Kantor vorgeſpielt hatte. Nun war mir froh und leicht zu Muthe; ich ſetzte mich den andern Tag keck an den Flügel und hämmerte mein Stückchen friſch darauf los, und mein Vater rief einmal über das andere: „das hätte ich nicht gedacht!“ — Als das Scherzo zu Ende war, ſagte der Kantor ganz freundlich: „das war die ſchwere Tonart Edur!“ und mein Vater wandte

ſich zu einem Freunde, ſprechend: „Sehen Sie, wie fertig der Junge das ſchwere E dur handhabt!“ — „Erlauben Sie, Verehrteſter,“ erwiderte dieſer, „das war ja F dur.“ — „Mit nichten, mit nichten!“ ſagte der Vater. „Ei, ja doch,“ verſetzte der Freund; „wir wollen es gleich ſehen.“ Beide traten an den Flügel. „Sehen Sie,“ rief mein Vater triumphirend, indem er auf die vier Kreuze wies. „Und doch hat der Kleine F dur geſpielt,“ ſagte der Freund. — Ich that es ganz unbefangen, indem es mir nicht einmal recht deutlich war, worüber ſie ſo ernſtlich ſtritten. Mein Vater ſah in die Taſten; kaum hatte ich aber einige Töne gegriffen, als mir des Vaters Hand um die Ohren ſauſte. „Vertrakter, dummer Junge!“ ſchrie er im höchſten Zorn. Weinend und ſchreiend lief ich davon, und nun war es mit meinem muſikaliſchen Unterricht auf immer aus. Die Tante meinte zwar, gerade, daß es mir möglich geworden, das ganze Stück richtig, nur in einem andern Ton, zu ſpielen, zeige von wahrem muſikaliſchem Talent; allein ich glaube jetzt ſelbſt, daß mein Vater Recht hatte, es aufzugeben, mich auf irgend einem Inſtrumente unterrichten zu laſſen, da meine Unbeholfenheit, die Steifheit und Ungelenkigkeit meiner Finger ſich jedem Streben entgegengeſetzt haben würde. — Aber eben dieſe Ungelenkigkeit ſcheint ſich, rückſichtlich der Muſik, auch auf mein geiſtiges Vermögen zu erſtrecken. So habe ich nur zu oft bei dem Spiel anerkannter Virtuoſen, wenn Alles in jauchzende Bewunderung ausbrach, Langeweile, Ekel und Ueberdruß empfunden, und mich noch dazu, da ich nicht unterlaſſen konnte, meine Meinung ehrlich herauszuſagen, oder vielmehr mein inneres Gefühl deutlich

ausſprach, dem Gelächter der geſchmackvollen, von der Muſik begeiſterten Menge Preis gegeben. Ging es mir nicht noch vor kurzer Zeit ganz ſo, als ein berühmter Klavierſpieler durch die Stadt reiſte und ſich bei einem meiner Freunde hören ließ? „Heute, Theuerſter," ſagte mir der Freund, „werden Sie gewiß von ihrer Muſikfeindſchaft geheilt; der herrliche Y. wird Sie erheben — entzücken." Ich mußte mich, wider meinem Willen, dicht an das Pianoforte ſtellen; da fing der Virtuos an, die Töne auf und nieder zu rollen, und erhob ein gewaltiges Gebrauſe, und als das immer fortdauerte, wurde mir ganz ſchwindlich und ſchlecht zu Muthe, aber bald riß etwas Anderes meine Aufmerkſamkeit hin, und ich mag wohl, als ich den Spieler gar nicht mehr hörte, ganz ſonderbar in das Pianoforte hineingeſtarrt haben; denn, als er endlich aufgehört hatte, zu donnern und zu raſen, ergriff mich der Freund beim Arm und rief: „Nun, Sie ſind ja ganz verſteinert! He, Freundchen, empfinden Sie nun endlich die tiefe, fortreißende Wirkung der himmliſchen Muſik?" — Da geſtand ich ehrlich ein, wie ich eigentlich den Spieler wenig gehört, ſondern mich vielmehr an dem ſchnellen Auf- und Abſpringen — und dem gliederweiſen Lauffeuer der Hämmer höchlich ergötzt habe; worüber denn Alles in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. — Wie oft werde ich empfindungs-, herz-, gemüthlos geſcholten, wenn ich unaufhaltſam aus dem Zimmer renne, ſobald das Fortepiano geöffnet wird, oder dieſe und jene Dame die Guitarre in die Hand nimmt und ſich zum Singen räuſpert; denn ich weiß ſchon, daß bei der Muſik, die ſie gewöhnlich in den Häuſern verführen, mir übel und weh wird, und ich mir ordentlich phyſiſch den Magen verderbe. — Das

iſt aber ein rechtes Unglück, und bringt mir Verachtung der feinen Welt zuwege. Ich weiß wohl, daß eine ſolche Stimme, ein ſolcher Geſang, wie der meiner Tante, ſo recht in mein Innerſtes dringt, und ſich da Gefühle regen, für die ich gar keine Worte habe; es iſt mir, als ſey das eben die Seligkeit, welche ſich über das Irdiſche erhebt, und daher auch im Irdiſchen keinen Ausdruck zu finden vermag; aber eben deßhalb iſt es mir ganz unmöglich, höre ich eine ſolche Sängerinn, in die laute Bewunderung auszubrechen, wie die Andern; ich bleibe ſtill und ſchaue in mein Inneres, weil da noch alle die außen verklungenen Töne widerſtrahlen, und da werde ich kalt, empfindungslos, ein Muſikfeind geſcholten. — Mir ſchräg gegenüber wohnt der Concertmeiſter, welcher jeden Donnerſtag ein Quartett bei ſich hat, wovon ich zur Sommerszeit den leiſeſten Ton höre, da ſie Abends, wenn es ſtill auf der Straße geworden, bei geöffneten Fenſtern ſpielen. Da ſetze ich mich aufs Sopha, und höre mit geſchloſſenen Augen zu, und bin ganz voller Wonne — aber nur bei dem erſten; bei dem zweiten Quartett verwirren ſich ſchon die Töne, denn nun iſt es, als müßten ſie im Innern mit den Melodien des erſteren, die noch darin wohnen, kämpfen; und das dritte kann ich gar nicht mehr aushalten. Da muß ich fortrennen, und oft hat der Concertmeiſter mich ſchon ausgelacht, daß ich mich von der Muſik ſo in die Flucht ſchlagen ließe. — Sie ſpielten wohl, wie ich gehört habe, an ſechs, acht ſolche Quartetts, und ich bewundere in der That die außerordentliche Geiſtesſtärke, die innere muſikaliſche Kraft, welche dazu gehört, ſo viel Muſik hinter einander aufzufaſſen.

Digitized by Google

und durch das Abſpielen Alles ſo, wie im Innerſten empfunden und gedacht, in's lebendige Leben ausgehen zu laſſen. — Eben ſo geht es mir mit den Concerten, wo oft ſchon die erſte Symphonie ſolch einen Tumult in mir erregt, daß ich für alles Uebrige todt bin. Ja, oft hat mich eben der erſte Satz ſo aufgeregt, ſo gewaltſam erſchüttert, daß ich mich hinausſehne, um all die ſeltſamen Erſcheinungen, von denen ich befangen, deutlicher zu ſchauen; ja mich in ihren wunderbaren Tanz zu verflechten, daß ich, unter ihnen, ihnen gleich bin. Es kommt mir dann vor, als ſey die gehörte Muſik ich ſelbſt. — Ich frage daher niemals nach dem Meiſter; das ſcheint mir ganz gleichgültig. Es iſt mir ſo, als werde auf dem höchſten Punkt nur eine pſychiſche Maſſe bewegt, und als habe ich in dieſem Sinne viel Herrliches componirt. — Indem ich dieſes nur ſo für mich niederſchreibe, wird mir angſt und bange, daß es einmal in meiner angebornen, unbefangenen Aufrichtigkeit mir über die Lippen fliehen könnte. Wie würde ich ausgelacht werden! Sollten nicht manche wahrhaftige muſikaliſche Bravos an der Geſundheit meines Gemüthes zweifeln? — Wenn ich oft nach der erſten Symphonie aus dem Concertſaal eile, ſchreien ſie mir nach: „Da läuft er fort, der Muſikfeind!“ und bedauern mich, da jeder Gebildete jetzt mit Recht verlangt, daß man, nächſt der Kunſt, ſich anſtändig zu verbeugen, und eben ſo auch über das, was man nicht weiß, zu reden, auch die Muſik liebe und treibe. Daß ich nun eben von dieſem Treiben ſo oft getrieben werde, hinaus in die Einſamkeit, wo die ewig waltende Macht, in dem Rauſchen der Eichenblätter über meinem Haupte, in dem Plätſchern der Quelle, wunderbare Töne anregt, die ſich geheim=

nißvoll verſchlingen mit den Lauten, die in meinem Innern ruhen und nun in herrlicher Muſik hervorſtrahlen — ja, das iſt eben mein Unglück. — Die entſetzliche peinliche Schwerfälligkeit im Auffaſſen der Muſik ſchadet mir auch recht in der Oper. — Manchmal freilich iſt es mir, als würde nur dann und wann ein ſchickliches muſikaliſches Geräuſch gemacht, und man verjage damit ſehr zweckmäßig die Langeweile, oder noch ärgere Ungethüme, ſo wie vor den Karavanen Cymbeln und Pauken toll und wild durch einander geſchlagen werden, um die wilden Thiere abzuhalten; aber wenn es oft ſo iſt, als könnten die Perſonen nicht anders reden, als in den gewaltigen Accenten der Muſik, als ginge das Reich des Wunderbaren auf, wie ein flammender Stern — dann habe ich Mühe und Noth, mich feſtzuhalten in dem Orkan, der mich erfaßt und in das Unendliche zu ſchleudern droht. — Aber in ſolch eine Oper gehe ich immer und immer wieder, und klarer und leuchtender wird es im Innern, und alle Geſtalten treten heraus aus dem düſtern Nebel und ſchreiten auf mich zu, und nun erkenne ich ſie, wie ſie ſo freundlich mir befreundet ſind und mit mir dahinwallen im herrlichen Leben. — Ich glaube Glucks Iphigenia gewiß fünfzigmal gehört zu haben. Darüber lachen aber mit Recht die ächten Muſiker, und ſagen: „Beim erſten Mal hatten wir Alles weg, und beim dritten ſatt.“ — Ein böſer Dämon verfolgt mich aber, und zwingt mich, unwillkürlich komiſch zu ſeyn und Komiſches zu verbreiten, rückſichtlich meiner Muſikfeindſchaft. So ſtehe ich neulich im Schauſpielhauſe, wohin ich aus Gefälligkeit für einen fremden Freund gegangen, und bin ganz vertieft in Gedanken, als ſie gerade (es wurde eine Oper gegeben) ſo einen nichtsſa-

genden muſikaliſchen Lärm machen. Da ſtößt mich der Nachbar an, ſprechend: „Das iſt eine ganz vorzügliche Stelle!“ Ich dachte, und konnte in dem Augenblick nichts Anderes denken, als daß er von der Stelle im Parterre ſpräche, wo wir uns gerade befanden, und antwortete ganz treuherzig: „Ja, eine gute Stelle, aber ein bischen Zug weht doch!“ — Da lachte er ſehr, und als Anekdote von dem Muſikfeind wurde es verbreitet in der ganzen Stadt, und überall neckte man mich mit meiner Zugluft in der Oper, und ich hatte doch Recht. —

Sollte man es wohl glauben, daß es deſſen ungeachtet einen ächten, wahren Muſiker gibt, der noch jetzt, rückſichtlich meines muſikaliſchen Sinnes, der Meinnng meiner Tante iſt? — Freilich wird Niemand viel darauf geben, wenn ich gerade herausſage, daß dieß kein Anderer iſt, als der Kapellmeiſter Johannes Kreisler, der ſeiner Phantaſterei wegen überall verſchrieen genug iſt, aber ich bilde mir nicht wenig darauf ein, daß er es nicht verſchmäht, mir recht nach meinem innern Gefühl, ſo wie es mich erfreut und erhebt, vorzuſingen und vorzuſpielen. — Neulich ſagte er, als ich ihm meine muſikaliſche Unbeholfenheit klagte, ich ſey mit jenem Lehrling in dem Tempel zu Sais zu vergleichen, der, ungeſchickt ſcheinend, im Vergleich der andern Schüler, doch den wunderbaren Stein fand, den die Andern mit allem Fleiß vergeblich ſuchten. Ich verſtand ihu nicht, weil ich Novalis Schriften nicht geleſen, auf die er mich verwies. Ich habe heute in die Leihbibliothek geſchickt, werde das Buch aber wohl nicht erhalten, da es herrlich ſeyn ſoll, nnd alſo ſtark geleſen wird. — Doch nein; eben erhalte ich wirklich Novalis Schriften, zwei Bändchen, und der Bibliothekar läßt mir ſagen, mit derglei-

Digitized by Google

chen könne er immer aufwarten, da es ſtets zu Hauſe ſey; nur habe er den Novalis nicht gleich finden können, da er ihn ganz und gar als ein Buch, nach dem niemals gefragt würde, zurückgeſtellt. — Nun will ich doch gleich ſehen, was es mit den Lehrlingen zu Sais für eine Bewandtniß hat.

Anekdoten.

Als *Himmel* (ſpäter Kapellmeiſter in Berlin, geb. 1765, geſt. 1814) noch, unter *Naumanns* Leitung, in Dresden Muſik ſtudirte, ſprach er oft in den geſelligen Cirkeln eines nahen Rittergutsbeſitzers ein. Hier kam einſt die Rede auf einen Schulmeiſter, in dem nur einige Stunden entfernten Dorfe R . . . ., welcher nicht bloß Schul- ſondern auch *Orgelmeiſter* heißen ſolle, weil er, ſeines Orgelſpiels wegen, weit und breit berühmt ſei, und mit ſeltner Fertigkeit auf jenem Inſtrumente beſonders eine ſeltene Kraft beſitze, das *Vorſpiel* dem ganzen Liede, das *Zwiſchenſpiel* aber jedem Liederverſe, ja jeder Sangzeile trefflich anzupaſſen.

Himmel war neugierig, den Herrn Collegen kennen zu lernen. Der nächſte Sonntag ward beſtimmt, dieſe Neugier zu befriedigen.

Man fuhr in großer Geſellſchaft nach R . . . . und wohnte dort in der herrſchaftlichen Emporkirche dem Gottesdienſte bei. Der wackere Schulmeiſter, ſchon aus

Digitized by Google

Gewohnheit und Neigung, ſein Orgelſpiel allemal — wenn auch nur ländliche Ohren ihm horchten — meiſterhaft übend, fühlte denn doch immer einen beſondern Sporn zu beſonderer Kraftäußerung, wenn er in der hochadeligen Emporkirche ſeine gnädige Herrſchaft, oder wohl gar Gäſte derſelben bemerkte.

Er ſpielte alſo auch dießmal ſo recht con amore, und befriedigte nicht nur den großen Himmel, ſondern übertraf ſogar deſſen Erwartung, ſo daß letzterer ſeiner Geſellſchaft den Vorſchlag that, dem braven Virtuoſen nach dem Segenſprechen einen Beſuch auf der Orgelbank abzuſtatten, ihm Dank und Achtung für ſein meiſterhaftes Spiel zu bezeigen und ſich von ihm noch eine Fuge zum Beſten geben zu laſſen.

Nun hatte der wackere Schulmeiſter gegen ſeine gnädige Herrſchaft oft den Wunſch geäußert, Himmeln kennen zu lernen und ihn ſpielen zu hören. Wie würde ihm das muſikaliſche Herz im Leibe gehüpft haben, wenn er gewußt hätte, daß Himmel mit unter den fremden Geſichtern in der herrſchaftlichen Emporkirche ſich befand, ihn zu behorchen, daß Himmel es war, der jetzt, vertraulich auf die Achſel ihn klopfend, ſagte: „Bravo! Herr Schulmeiſter, Sie ſind ein ächter Orgelmeiſter! —“ Daß Himmel es war, der ſich ſogar eine Fuge von ihm ausbat. —

Der ländliche Virtuoſe nahm natürlich die Bitte für Befehl an und griff und trat nun wieder ſo kunſtvoll und genialiſch in ſein Orgelwerk, daß Himmel ihm nicht bloß mit dem Munde, ſondern auch im Herzen ſeine Achtung zollte.

Als der Schulmeiſter entzückt über des Fremden Lob von der Orgelbank ſtieg, fragte er nur ſo gelegentlich

Himmel: ob er auch muſikaliſch ſei. — Ich klimpre und ſtümpre ein wenig, ſagte Himmel und griff dabei ſo auf den Taſten der Orgel herum, wie Einer, der kaum: Blühe liebes Veilchen! auf dem Clavier zu geben, geſchweige denn einen Choral auf der Orgel vorzutragen im Stande iſt, ſetzte ſich aber doch auf die Orgelbank, und fing allmählich an, immer beſſer und kunſtvoller zu greifen und zu treten, bis er ſich endlich in Phantaſieen verlor, daß dem Schulmeiſter Hören und Sehen verging, und er in die Worte ausbrach: Ach Gott! da iſt man ja wie im Himmel! —

Das nun eben nicht, — entgegnete der Virtuos — aber doch in der Nähe, denn — ich heiße Himmel.

Die Geſellſchaft lachte, — der Schulmeiſter war wie aus den Wolken gefallen. Wer das im Augenblick ſich bildende Gemiſch von Staunen und Ehrfurcht, Verlegenheit und Schreck in ſeiner Seele ſchildern könnte, der wäre in der Sprache, was der Schulmeiſter auf der Orgel war — Virtuos.

Digitized by Google

Biographie von Auber.

Auber iſt in Paris im Jahre 1795 geboren. Lange, ehe er ſeine erſten Arbeiten der Bühne übergab, hatte er ſehr ſchöne Quatuors componirt, die er unter dem Pſeudo-Namen Lamarre herausgab.

Das Jahr 1820 war für Auber ein ſehr unglückliches; er verlor ſeinen Vater, der ſich durch unglückliche Handelsſpeculationen zu Grunde gerichtet hatte, und ſein einziges Erbe beſtand in drei bis viertauſend Francs. Auber trug ſtandhaft und muthig das zwiefache Unglück, das über ihn hereingebrochen war, er verſuchte zu vergeſſen, wie heiter und ſorglos er bis jetzt gelebt hatte, und dachte nur daran, ſich durch Arbeit ſein tägliches Brod zu gewinnen. Doch wer ſollte es glauben? Der junge Componiſt, deſſen Partituren zu einigen kleinen Opern ſchon auf den Pariſer Theatern mit Beifall aufgenommen waren, vergaß ſo glückliche Erfolge, und mißtraute ſeinem muſikaliſchem Talente ſo ſehr, daß er nur auf ſeine kaufmänniſchen Kenntniſſe rechnete. Während mehrerer Monate lief der Componiſt der Stummen von Portici in ganz Paris umher, um eine beſcheidene Stelle als Commis oder Buchhalter zu erlangen. Geſegnet

Digitized by Google

ſeien jetzt alle Kaufleute und Banquiers, die damals den armen Bittſteller abwieſen! Hätte Auber 1820 das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, eine Stelle, damals faſt das einzige Ziel ſeiner Wünſche, zu erhalten, ſo würde er jetzt in einem Comptoir in der Straße St. Denis ſitzen, ſtatt Mitglied des Inſtituts zu ſeyn, und die franzöſiſche Oper wäre um zwanzig leichte und gefällige Tonwerke ärmer.

Auber ſuchte, als er ſich vergeblich bemüht hatte, eine Commisſtelle zu erhalten, endlich aus ſeinem muſikaliſchen Talente Nutzen zu ziehen; aber auch jetzt dachte er noch nicht daran, ſich mit Compoſition zu beſchäftigen, nein, er widerſtrebte ſo ſehr als nur möglich dem Einfluſſe ſeines guten Sternes, und gab Forte-Piano-Unterricht.

Glücklicherweiſe hatte Auber Freunde, die ſeine frühern Compoſitionen minder ſtreng als er ſelbſt beurtheilten, und ſie wiederholten ſo oft, er möge ſich von Neuem in einer Oper verſuchen, daß der junge Clavier-Lehrer bei Cherubini Unterricht nahm. Kurze Zeit darauf wurde eine Oper von ihm „Emma" mit vielem Beifall gegeben. Auber, immer ſehr beſcheiden, und ſeinem Talente nur zu ſehr mißtrauend, ward nicht übermüthig durch die Gunſt, die ihm das Publikum ſchenkte, und ſtudirte noch drei Jahre bei Cherubini die Geheimniſſe der Harmonielehre.

Merkwürdig und ſelten in der Theatergeſchichte iſt es, daß Auber nie eine Oper ſchrieb, die mißfallen, oder auch nur nicht ſehr angeſprochen hätte. Alle ſeine Opern, von „Emma," „dem Schnee," „dem Maurer," an, bis auf „die Stumme von Portici," die ſogar

Digitized by Google

hiſtoriſche Bedeutung erlangt hat, erwarben ſich auch außerhalb Frankreichs viele Freunde.

Auber iſt noch nicht erſchöpft; das Beiſpiel Roſſini's, der ſo behaglich auf ſeinen Lorbeer ruht, hat ihn nicht angeſteckt, er arbeitet täglich mit dem Eifer eines jungen Componiſten, der alle Hoffnungen ſeines Lebens auf ſeine Erſtlings-Oper ſetzt. Auber hat auch als Künſtler die Sparſamkeit und Ordnungsliebe des Kaufmanns zu bewahren gewußt, und der arme junge Mann, der 1820 allein in der Welt ſtand, und kaum ſo viel beſaß, ſich ein Piano von Erard zu kaufen, iſt jetzt Beſitzer von drei oder vier ſchönen Häuſern im Quartier St. Georges.

Faſt ſcheint es, als habe Auber, der beinahe wider ſeinen Willen ein ſo beliebter Componiſt wurde, nichts von ſeiner erſten Schüchternheit, ja ſelbſt, wenn man will, von ſeiner Abneigung gegen das Theater verloren; denn er zeigt ſich nur ungemein ſelten in den Theatern, und es iſt bekannt, daß er, natürlich die Proben ausgenommen, in keiner Vorſtellung ſeiner Stummen zugegen war.

Digitized by Google

Die Flöte.

Die Flöte ſcheint das Inſtrument der großen Solo-Spieler des Alterthums geweſen zu ſein, während dem die Leier und die Harfe hauptſächlich zur Begleitung des Geſanges dienten. Die Thebaniſchen Flötenſpieler waren in ganz Griechenland berühmt, und nach einigen Anekdoten, welche alte Geſchichtsſchreiber von ihnen erzählen, müſſen ſie eben ſo verſchlagen und luſtig, als große Meiſter auf ihrem Inſtrumente geweſen ſein. Sie wurden für ihre Produktionen weit übermäßiger bezahlt, als die beliebteſte prima donna der italieniſchen Bühne, und lebten folglich auf glänzendem, luxuriöſem Fuße. „Wenn ein ſchlechter Flötenſpieler," ſagt Xenophon „für einen guten gehalten werden will, wie muß er es anſtellen? Er muß die großen Flötenſpieler in allen jenen Dingen nachahmen, die der Kunſt ganz fremde ſind; und hauptſächlich, da ſie in der Lage ſind, große Summen auf reiche Ausſtattung zu verſchwenden, und mit einer großen Dienerſchaar öffentlich zu erſcheinen, ſo muß er es ihnen darin nachmachen." Die Welt wird zu allen Zeiten auf dieſelbe Weiſe getäuſcht. Antigenides, einer der berühmteſten dieſer Virtuoſen, machte ſich durch die Pracht ſeines Anzuges bemerkbar — ſeine feinen, mile-

ſiſchen Pantoffeln, und ſein ſafranfarbiges Kleid fanden faſt ihres Gleichen nicht. Dorian, ein anderer Thebaniſcher Künſtler, war ein witziger, ſcherzhafter Mann, und ein nicht minder berühmter Flötiſt. Als er einſt mit Niccon auf der Inſel Cyprus zu Nacht aß, und einen goldenen Becher, der auf dem Schenktiſche ſtand, bewunderte, — ſagte der Fürſt zu ihm: „Der Goldſchmidt wird Euch einen machen, ſobald es Euch beliebt. Er wird Eurem Befehle eher als dem meinigen gehorchen.“ „Herr,“ ſagte Dorian, „laſſet mich dieſen haben, und beſtellet für Euch einen Andern.“

Anekdote.

Ein Tonkünſtler, der neben großer Geſchicklichkeit, einen tüchtigen Fonds von Bizarrerie beſitzt, ſagte neulich in einem Aufſchwung von Begeiſterung: „Ich habe nur vor drei Männern Reſpekt: vor Chriſtus, Napoleon und Mozart. Jeder von ihnen hat etwas in ſeinem Fache geleiſtet.“

Digitized by Google

Kunſtreiſe-Paß
für die Künſtlerfamilie „Lewy," ausgeſtellt von Euterpe.

Von Saphir.

Wir, Euterpe, Alleinherrſcherin im Reiche der Tonkunſt, ertheilen hiermit unſerer vielgeliebten und getreuen Künſtlerfamilie „Lewy" die Bewilligung, eine Kunſtreiſe nach dem herrlichen Panonien zu machen, um alldort den Glanz und den Ruhm unſeres Gebietes zu verbreiten und zu verherrlichen.

Zur näheren Kenntlichkeit fügen wir folgende artiſtiſche Perſonalbeſchreibung bei:

Herr Eduard Lewy, Horniſt.

Gewachſen. — Allen andern Horniſten über den Kopf.

Alter. — Jung, die wahre Kunſt iſt ewig jung.

Reiſ't. — Reißt Alles hin. Mit ihm reiſen drei Genien der Kunſt und der Anmuth:

1. Melanie Lewy. Ein kleiner Harfen-David, welcher die größte Goliath-Pedal-Harfe bändigt, und ihr die lieblichſten Töne entlockt.
2. Karl Lewy. Ein kleiner Thalberg in spe, oder vielmehr ein kleines Thalhügelchen, wird hoffentlich einſt alle Berge überſteigen.

3. Richard Lewy — genannt: Richard Lewy-Herz! Der kleinſte große Horniſt, ein wahrer Blaſeengel mit einem allerliebſten Mundſtück! — Wenn dieſer kleine Engel in ſein Horn ſtößt, muß man unwillkürlich in die große Poſaune ſtoßen.

Beſondere allgemeine Kennzeichen:

In dieſer Familie iſt die Kunſt familiär; ſie iſt in den fremdeſten und neueſten Piècen zu Hauſe, harmoniren auf einer ſeltenen Weiſe mit einander, der beſte Ton iſt das väterliche Erbtheil der Kinder, ſind Muſter an Liebenswürdigkeit und werden von Hoch und Nieder beklatſcht!

Wir, Euterpe, entbieten alſo allen unſern lieben und getreuen Verweſern unſers Muſikreichs auf Erden, ſo wie allen Liebhabern und Verehrern himmliſcher Muſika unſern Gruß, und wollen hiermit dieſe unſere beſonders geliebte Künſtlerfamilie der Aufmerkſamkeit und dem Wohlwollen derſelben angelegentlichſt empfohlen wiſſen; und bitten alle muſikaliſchen Behörden dieſem unübertrefflichen Quatuor allen möglichen Vorſchub zu leiſten, und ſie allerwärts pa- und repaſſiren zu laſſen, da ihnen ohnehin in den Paſſagen Niemand gleich kommt.

So gegeben im Sternenpalaſte der himmliſchen Kunſt.

Euterpe.

(L. S.)

M. G. Saphir, Expedient.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des fünften Bändchens.

———

Seite.

1) Aus dem Leben der Sängerin Mara, von Rochlitz . . . [illegible]
2) Anekdoten . . . . [illegible]
3) Ueber die große Orgel in Freiburg, von Mundt [illegible]
4) Wirkung der Muſik auf Kranke . . . [illegible]
5) Drei Blätter aus dem Tagebuche eines Reiſenden von L. Rellſtab . . . [illegible]
6) Spontini . . . . [illegible]
7) Ueber Glucks Iphigenia . . . [illegible]
8) Wirkungen der Muſik . . . . . . [illegible]
9) Berglingers Leben, von Wackenroder (Schluß.) [illegible]
10) Noch etwas über Mozarts Requiem . . [illegible]
11) Etwas über Gluck . . . . . . [illegible]
12) Der Muſikfeind, von Hoffmann . . . [illegible]
13) Anekdoten . . . . [illegible]
14) Biographie von Auber . . . . [illegible]
15) Die Flöte . . . . [illegible]
17) Kunſtreiſe-Paß, von Sapphir . . [illegible]